

PAUL WERNER

Ein Schweizer Journalist
sieht

RUSSLAND



Auf den Spuren der deutschen Armee
zwischen San und Dnjepr

PAUL WERNER

**Ein
Schweizer
Journalist
sieht
Russland**



Zurückgekehrt aus der Ukraine, verbringt Paul Werner seine Ferien in Davos

PAUL WERNER

Ein Schweizer Journalist sieht Rußland

*Auf den
Spuren der deutschen Armee
zwischen San und
Dnjepr*

1942

VERLAG OTTO WALTER AG OLTEN

1. Auflage: 1.—3. Tausend
2. Auflage: 3.—5. Tausend
3. Auflage: 5.—10. Tausend
4. Auflage: 10.—20. Tausend
5. Auflage: 20.—32. Tausend
6. Auflage: 32.—52. Tausend

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1942 by Otto Walter, Limited, Olten (Switzerland)
Druck des Verlag Otto Walter AG Olten. Printed in Switzerland

An den Leser

Das vorliegende Buch ist in gewissem Sinne eine Fortsetzung meiner im selben Verlag erschienenen „Reporterreise in den finnischen Krieg“. Trotzdem ist es weniger ein Kriegsbuch als das erstere, denn während ich damals im finnisch-russischen Winterkrieg 1939 auf 1940 den Kampf unmittelbar an der Front miterlebte, fuhr ich diesmal hinter der deutschen Armee durch Gebiete, die von Kampfhandlungen nicht mehr berührt wurden.

Was mich bewog, über meine Erlebnisse und Beobachtungen zusammenhängend zu berichten, war die Tatsache, daß es bis jetzt auf dieser Welt noch keinen Menschen gegeben hat, der sich seit der Machtergreifung des Bolschewismus in dem unermesslich großen russischen Raum frei bewegen durfte. Es gab deshalb praktisch auch noch keinen Menschen, der authentische Beobachtungen über die Grenzen Rußlands hinaus der übrigen Welt zu vermitteln in der Lage gewesen wäre.

Ich maße mir nicht an, diese Lücke in dem vorliegenden Buche auszufüllen. Es gibt berufene Fachleute, die das bei Gelegenheit sicherlich tun werden. Womit ich mich begnüge, ist, durch eine ausgesprochen journalistische Arbeit, im Stil einer zusammenhängenden Reportage dem Leser einen übersichtlichen Gesamteindruck zu vermitteln. Ohne der geistigen Struktur, dem Dogma oder den Grundtendenzen des Bolschewismus mehr als notwendig nachzuforschen, begnüge ich mich damit, seine sichtbaren Ausdrucksformen festzuhalten. Ich „photographiere“ gewissermaßen das, was ich beobachte, und frage nicht danach, weshalb das „Bild“ so aussieht, wie ich es gesehen habe, und nicht anders.

Manchmal allerdings schien es mir notwendig, dem Leser Erklärungen abzugeben. Sehr viele meiner Beobachtungen nämlich scheinen unglaublich, weil sich unser gesunder Verstand dagegen sträubt, sie ohne weiteres als Tatsache hinzunehmen. Aber auch in diesem Falle verzichte ich darauf, die Schilderungen durch Veröffentlichungen zu fundieren, welche die Gegner des Bolschewismus, aus welchem Lager sie auch stammen mögen, zusammengetragen haben.

Ich greife bei meinen Beweisführungen auf Material zurück, das mir keiner meiner Leser, auch nicht der überzeugteste Bolschewist, als zweifelhaft oder voreingenommen bezeichnen kann. Ich zitiere Reden bekannter bolschewistischer Staatsmänner, zitiere amtliche Erlasse und vor allen Dingen Äußerungen der russischen Regierungszeitung, der „Prawda“. Dieses Material habe ich mir zum Teil selbst ausgesucht und zum anderen entnehme ich es mit Erlaubnis des Universitätsverlages von Robert Noske in Leipzig einer dort erscheinenden Broschüre von W. Andrejew: „Hier spricht Rußland“.

Paul Werner.

Davos, im Februar 1942.

Der Inhalt

	Seite
An den Leser	5
Erste Eindrücke im Grenzgebiet . . .	9
Zwischen dem San und Lemberg . . .	23
An der russischen Grenze	35
Das Kirchenproblem in sowjetrussischer Beleuchtung	46
Russische Menschen erzählen	57
Die ersten Stunden in Kiew	66
Die Stadt der tausend goldenen Kuppeln	92
Auf dem Wege nach Uman	119
Kolchose und Sowchose	132
Am Schwarzen Meer	159
Im eroberten Odessa	172
Abschied von der Ukraine	182
Bildanhang	193

Erste Eindrücke im Grenzgebiet

Im alten Polen

Im oberschlesischen Gleiwitz gibt es bessere Hotels als in Krakau, das bereits im Gouvernement liegt, aber in Krakau gibt es besseres Essen als in Gleiwitz. Auf unserer Fahrt von Berlin an die Ostfront haben wir deshalb in der einen Stadt geschlafen und sind dann am nächsten Morgen mit leerem Magen hinübergefahren in die Hauptstadt des Gouvernements.

Diese im Grunde genommen völlig belanglose Tatsache wirft ein bezeichnendes Licht auf die bevorzugte Behandlung, die das Reich, soweit es ihm möglich ist, den ehemaligen Feindgebieten angedeihen läßt, die heute direkt oder indirekt dem neuen Deutschland angegliedert sind. Diese Rücksichtnahme ist auch auf andern Gebieten festzustellen. Die untersten Verwaltungsstellen zum Beispiel sind fast ausschließlich aus polnischen Elementen zusammengesetzt, so daß der einzelne Bürger fast niemals direkt mit den deutschen Behörden in Berührung kommt. Wenn er auf irgendeiner Amtsstelle etwas will und es nicht erreicht, ist es stets ein Pole, der ihm die abschlägige Antwort erteilt, und wenn es gar zu einer unliebsamen Diskussion kommt, so

ist es immer ein Landsmann, mit dem er sich streitet.

Den verantwortlichen Stellen des Reiches ist weiterhin sehr viel daran gelegen, das äußere, traditionsgebundene und historische Bild der Stadt zu wahren und dort, wo es möglich ist, werden weitgehende Renovierungsarbeiten durchgeführt, die ihr ursprüngliches Gepräge wiederherstellen. Am Haupt- und Marktplatz von Krakau zum Beispiel — er heißt heute Adolf-Hitler-Platz — fielen mir zwei große Gerüste auf, die, inmitten alter und stilvoll erbauter Häuser des späten Mittelalters, hoch über diese hinausragten. Hier wurden moderne Bauten, die seinerzeit ziemlich geschmacklos in der alten Stadt eine Eingliederung fanden, abgerissen und durch andere ersetzt, die dem einheitlichen Gepräge des Gesamtbildes wiederum gerecht werden.

Krakau hat auch sonst nicht viel von seinen bekannten Eigenheiten und Schönheiten verloren. Und obwohl die polnischen Straßennamen alle durch deutsche ersetzt oder zum mindesten ins Deutsche übersetzt wurden, sieht man vor der berühmten Sophienkirche immer noch die alten Pferdekutschen, deren Fahrer wie in vergangenen Zeiten den steifen Koks auf dem Haupte tragen, dieses Mittelding zwischen feierlichem schwarzem Hut und Zylinder, das eigentlich so gar nicht zu einem Kutscher paßt. Dieses Mittelding uneingestandener Würde, das

wie ein Überbleibsel an die alte Zeit erinnert, in der Krakau noch zu den ehrwürdigen Städten der königlich-kaiserlichen österreichischen Monarchie gehörte. Und immer noch verkaufen die Bauern und Handwerker in der Markthalle ihre Stickereien und künstlerisch geschnitzten Holzfiguren, von denen sich, wie schon in alten Zeiten, jeder Besucher ein Andenken mit in seine Heimat zurücknimmt.

Freilich, eines hat sich sehr geändert: Im Gouvernement, in welchem neben den rund zwölf Millionen Einwohnern etwa 1,2 Millionen Israeliten lebten, hat das Judenproblem unter dem neuen Herrscher eine radikale Lösung gefunden. Ursprünglich fristeten in Krakau mit nicht ganz einer halben Million Einwohner rund 70,000 Juden ihr Leben, und heute, nachdem der größte Teil von ihnen freiwillig, oder auf dringende Empfehlung höherer Stellen, in das ehemals polnische Gebiet ausgewandert oder ausgewandert wurde, sind es immer noch 29,000.

Wie im Reich sind sie gekennzeichnet und tragen auf einer weißen Armbinde aufgenäht einen Davidstern in blauer Farbe. Um sie nach Möglichkeit ganz aus dem Stadtbild zu verdrängen, wurden sie in eigenen Wohnvierteln angesiedelt, wo sie über eine weitgehende Selbständigkeit verfügen. Ich habe das Wohnviertel der Juden in Krakau besucht, das genau wie alle übrigen in den größeren Städten des Gouverne-

ments etwas vor der eigentlichen Stadt liegt und das wie in einem Ghetto — dieser Name wird im übrigen von den deutschen Behörden vermieden — durch eine umfassende Mauer von den übrigen Siedelungen getrennt ist. Innerhalb ihres Wohnbezirkes haben die Juden ihre eigene „Regierung“, einen sogenannten jüdischen „Ältestenrat“. Sie haben eine eigene Verwaltung, eine eigene, uniformierte jüdische Polizei, ihre eigene Post und sogar ihre eigene Zeitung, die in hebräischer Sprache erscheint. Alle Namensschilder und alle Ladenanschriften sind ausschließlich in hebräischer Sprache gehalten. Es ist überflüssig, zu betonen, daß die Einwohner der Stadt Krakau zum jüdischen Wohnviertel keinen Zutritt erhalten. Die Juden selbst dürfen die eigentliche Stadt nur mit besonderen Genehmigungsscheinen betreten, die sie aber nur dann erhalten, wenn sie dort eine Beschäftigung nachweisen können.

Auf dem Weg nach Lemberg sehe ich gegenüber früheren Zeiten starke Veränderungen. Ich meine nicht nur die gutgeschotterte Straße und ich meine auch nicht die mit Sorgfalt gepflegten Felder. Ich meine die auffallend in die Augen springende Sauberkeit, welche der Gesamteindruck hinterläßt. Fast alle der in die Tausende gehenden Anzahl der Landhäuser, die links und rechts der Straße liegen, weisen durchwegs einen neuen Anstrich auf. Darüber hinaus sind die üblichen Strohdächer auf den Behausungen teil-

weise verschwunden — eines der typischen Zeichen des beginnenden Ostens — und in sehr vielen Fällen durch stabilere ersetzt worden. Leider hat sich an den Menschen, die dort wohnen, noch nicht viel geändert, und es werden grundsätzlich revolutionierende Erziehungsmethoden notwendig sein, um diese Leute auch in ihrer persönlichen Lebenshaltung den veränderten Behausungen anzugleichen.

Noch immer stehen die Bauern barfuß und schon mehr als nur schlecht gekleidet vor ihren Häusern und schauen erstaunt, als ob es so etwas nicht schon lange gäbe, unseren vorbeifahrenden Autos nach. Ganz abgesehen von typischen kleinen Kindern männlichen Geschlechts, die mit einer Beharrlichkeit, welche schon beinahe als traditionell angesprochen werden darf, die abgeschnittenen und verfransten Hosen des Herrn Papa oder des größern Bruders bis knapp über die Knöchel der nackten Beine herabhängen haben.

Unsere Wagen, die an allen diesen Menschen vorbeifahren, erinnern sie wohl an den Krieg, der hier einmal wie ein Spuk vorüberhuschte. Aber heute merken sie nichts mehr davon, und auch wir können keine Anzeichen dieser harten Tage erkennen, während denen Polen seine Freiheit verlor. Nur hin und wieder steht neben der Straße eine mit Moos und wildem Gesträuch überwucherte Ruine, ein geschleifter Bunker, der aus alten Zeiten erzählt, und einmal nur, ein

einziges Mal, neben einem Gemüsegarten ein polnisches Soldatengrab.

Das erste Städtchen, das wir auf unserer Fahrt nach Lemberg berühren, ist Tarnow. Diese größere Ortschaft, in der vor allem die vielen, mit der Armbinde gekennzeichneten Juden auffallen, ist nicht unsauber, aber sie scheint sehr arm zu sein. Die Straßen sind breit aber schlecht in Stand gehalten, und von den durchwegs niederen und einfach gebauten Häusern ist kaum eines jünger als 20 Jahre. Vor einem Laden stehen viele Frauen mit Tontöpfen, Blechkannen und sogar zinnernen Benzinkanistern. Ich glaube, sie warten auf Milch.

Wenige Minuten später begegnet uns das erste Symbol des Krieges im Osten: Ein Lazarettzug rollt vorbei. Durch die Fenster sehen wir die Verwundeten in ihren Betten liegen, und irgendwie beruhigt es, daß lange nicht alle Lager besetzt sind. Einen Augenblick halten wir an und schauen uns die vorbeie rollenden Wagons an, ehe es wieder weiter geht. Auf einer schnurgeraden asphaltierten Straße. Autos und Lastwagen der Wehrmacht überholen uns oder kommen uns entgegen. Fast ausschließlich gehören sie dem Nachschub an. Alles rast mit einer Geschwindigkeit von 70 bis 100 Kilometern seinem Ziel entgegen. Das ist das Tempo des modernen Krieges.

Verschwommen liegen neben uns im blaugrauen Dunst die ersten Ausläufer der Karpaten.

Ihr Einfluß auf die Witterung dieser Gegend ist auffallend. Es regnet viel, auch jetzt, und weite Landstriche des sonst so fruchtbaren Bodens sind zu naß und können mit den zur Verfügung stehenden primitiven technischen Mitteln nicht urbar gemacht werden. Wie durch einen künstlich regulierten Ablauf läuft das Wasser inmitten der Ackerfurchen von Kartoffelfeldern und wie Silberfäden durchziehen schmale Bäche den grünen Grund. Die Bewohner der Dörfer, die hier fast durchwegs nur über einen einzigen Dorfbrunnen verfügen, müssen nicht tief graben, um auf Wasser zu stoßen. Aber gerade deshalb muß man sich immer wieder die Frage vorlegen, weshalb im Interesse der Reinlichkeit und auch Bequemlichkeit nicht mehr von ihnen angelegt werden.

Über der Einfahrtsstraße zu dem Städtchen Reichshof (Rzesow) ist ein weites Transparent gespannt, auf dem geschrieben steht: „Das deutsche Schwert schützt die Welt vor dem Bolschewismus.“ Ein Text, der auch noch an anderen Orten zu lesen ist. Dazu sind fast überall in Polen die Wände der öffentlichen Gebäude und manchmal auch der privaten mit dem großen „V“, dem Zeichen des deutschen Sieges, bemalt.

In diesem Städtchen mit seinen sauberen Gärten und Anlagen erblicke ich die ersten Zeichen des nahen Krieges. Ich sehe es an den von den Militärbehörden unterzeichneten Zetteln, die an den Häusern kleben und die Bevölkerung

auffordern, das Leitungswasser vor dem Genuß zu kochen. Ich sehe es an den Häusern, die manchmal schon leicht östliche Bauart aufweisen, an den Männern und Frauen, — nicht zu reden von den Kindern — die vereinzelt immer noch barfuß durch die Straßen laufen, und nicht zuletzt an dem vielen Federvieh, das sich zwanglos, als Herrscher über die Gassen, längst nicht mehr in Hinterhöfen herumtummelt.

Die Demarkationslinie am San

In dieser Nacht erreichen wir die alte polnische Festung Przemysl am San. Am selben San, von dem man sagen darf, daß er im Laufe seiner Geschichte mehr Blut in seinen Wassern aufgenommen hat als je ein anderer Fluß. Przemysl, das schon im vorigen Weltkrieg drei lange Monate hindurch der Schauplatz harter Kämpfe war und erst von den Österreichern gehalten wurde, bis es die Russen später eroberten, hat auch in diesem Kriege wiederum eine große Rolle gespielt. Der San trennt die Stadt in zwei Hälften, und als im Laufe des deutschen Feldzuges gegen Polen auch die Russen auf polnischem Gebiet einmarschierten, stellte der San die Demarkationslinie zwischen den damaligen Vertragspartnern dar.

Im Raume dieser alten Festung, von der nicht mehr viel übrig geblieben ist, bildeten die deut-

schen Truppen den ersten Kessel dieses Krieges, und nur um die russischen bolschewistischen Verbände innerhalb der Einkreisungszone zu halten, haben sie mit Erfolg darauf verzichtet, die Stadt im Sturm zu nehmen.

Im Laufe eines Gespräches habe ich einem volksdeutschen Zivilisten die Frage vorgelegt, welche Haltung nach seiner Ansicht und nach seiner Erfahrung die Polen in dem deutschen Kampf gegen Sowjetrußland einnehmen. Interessanterweise erhielt ich darauf eine durchaus positive und einleuchtende Erklärung. Mein Gewährsmann meinte, die Polen hätten ihre Gründe, sich sehr loyal zu verhalten. Während der russischen Herrschaft wurden die Ukrainer von den Bolschewisten in den ehemals polnischen Gebieten aus verständlichen Überlegungen heraus protegiert und die Polen unterdrückt. Aus diesem Grunde fühlen sich heute diese Polen, so unwahrscheinlich das auch klingen mag, von den Deutschen befreit. Sie wissen dies umsomehr zu schätzen, als die Unterdrückungsmaßnahmen des Bolschewismus unter dem neuen Herrscher eine starke Lockerung erfuhren.

Die Bevölkerung auf der russischen Seite der Stadt wurde von den deutschen Behörden ohne Einschränkung vorbehaltlos übernommen und in den deutschen Teil westlich des San eingegliedert. Es sind keine Recherchen über die Vergangenheit der einzelnen Menschen angestellt

worden und es haben auch keine Verhaftungen stattgefunden. Freilich unterliegt dieses großzügige Vorgehen gewissen, sehr realistischen Überlegungen und man gibt offen zu, daß nach dem Kriege in dieser Hinsicht mit einer Änderung gerechnet werden könne. Als seinerzeit über Przemyśl plötzlich die deutsche Fahne wehte, sah man sich schon aus technischen Gründen gezwungen, die Leute so beisammen zu lassen, wie sie waren. Nicht nur wegen der Einbringung der Getreideernte, sondern vor allem auch bedingt durch die landwirtschaftlichen Vorarbeiten für das nächste Jahr.

Es kommt außerdem als psychologisch wichtiges Argument noch dazu, daß die russischen Polen, die bisher von ihrem Land getrennt waren, über eine Verbindung mit den Landsleuten im Generalgouvernement, wiederum den Weg in die Heimat gefunden haben. Wer den richtigen Blick für die Verbissenheit und den ausgeprägten Sinn für das Familienleben der Landbevölkerung — auch in den Ostgebieten — besitzt, kann diesen Faktor, vom propagandistischen Standpunkt aus betrachtet, nicht hoch genug einschätzen.

Die Bolschewisten im Grenzgebiet

Die Festung Przemyśl ist der erste Ort, in welchem Gelegenheit gegeben ist, die sowjet-russischen Methoden zu studieren. Allerdings

muß dabei berücksichtigt werden, daß erstens innerhalb von zwei Jahren nicht alles geschafft werden konnte und daß zweitens taktische, politisch-propagandistische Erwägungen die Russen in den Grenzgebieten andere, viel weniger straffe Methoden einführen ließen. Moskau hatte ja bis zum Ausbruch des Krieges immer noch die Hoffnung, auch den restlichen Teil von Polen auf die eine oder andere Art in seinen Besitz zu bringen. So war dies der eigentliche Grund, weshalb die Bolschewisten in den Grenzgebieten wesentlich weniger radikal durchgriffen.

Ein Beispiel ist die Kirchenfrage, über die ich im weiteren Verlauf dieses Buches noch mehr zu sagen haben werde. Die Gotteshäuser sind von den Russen in den Grenzgebieten nicht geschlossen worden und man hat niemanden gezwungen, aus der Kirche auszutreten. Die einzige Einschränkung bestand, von offensichtlichen Drohungen von Subalternbeamten abgesehen, im Verbot an die Priester, sich in ihrer Amtskleidung auf der Straße sehen zu lassen. Es ist interessant, daß diese Vorschrift nicht nur für die christlichen Glaubenslehrer galt, sondern auch für die jüdischen. In dieser Hinsicht ging das Verbot so weit, daß sogar die sogenannten Kaftan-Juden, die im deutschen Generalgouvernement noch sehr häufig anzutreffen sind, und die auch nach außen hin ihre Religionszugehörigkeit erkennen lassen, in den von den Rus-

sen kontrollierten Grenzgebieten ebenfalls nicht geduldet wurden. Auch in diesem Falle hat der Bolschewismus aus propagandistischen Gründen konsequent jegliches nach außen hin dokumentierte Glaubensbekenntnis unterbunden.

Abgesehen von der offiziellen Erlaubnis zum Abhalten der Gottesdienste, war der Druck der kommunistischen Parteigenossen, in Verbindung mit dem, was die Leute durch Flüchtlinge über die Zustände im authentischen Rußland erfuhren, immerhin schon groß genug, um unter den Gläubigen eine Panikstimmung zu schaffen. Bald nach der Besetzung der polnischen Gebiete durch die Sowjets gingen bei den Kirchgemeinden die amtlichen Ziffern über neugeborene und getaufte Kinder zurück. Die Angst von Frauen und Männern, durch eine solche Handlung die Gunst der Kommunisten zu verlieren, war so stark ausgeprägt, daß sie ihre Neugeborenen nachts zum Pfarrer brachten und sie heimlich taufen ließen.

Manchmal führten derartige Bedenken zu Extremen. Die Frau verheimlichte die Taufe des Kindes ihrem eigenen Gatten oder umgekehrt. So rannten sie beide voller Angst und Sorge und voll von Mißtrauen gegen den eigenen Ehegatten, in stillen Nächten mit dem Kind im Arm in das Haus ihres Pfarrers, und erst der Priester konnte über die Namensfestlegung eine Doppeltaufe verhindern. Ein Zeichen, wie groß die Angst dieser Grenzbevölkerung gewesen ist.

Einer Bevölkerung, die, wie bereits betont, immerhin noch unter Berücksichtigung bestimmter politischer Erwägungen, vorsichtig behandelt wurde.

Diese erste Nacht im ehemaligen bolschewistischen Interessengebiet verbringe ich im einzigen Hotel auf der russischen Seite der Stadt, das noch annähernd bewohnbar ist. Zwar fehlen die Fenster, und auf der rostigen Drahtmatratze eines schmalen, eisernen Bettgestelles gibt es keine Wäsche, kein Bettzeug und keine Kissen. Aber auch ein zusammengerollter Mantel und eine warme Decke helfen der Müdigkeit in den Schlaf.

Zweimal in dieser Nacht wache ich auf, denn zweimal wird kurz, kalt und scharf geschossen. Dann ist es wieder ruhig.

Am nächsten Morgen gehe ich frühzeitig eine Stunde spazieren, und erst jetzt erkenne ich die mir im Dämmerlicht des Vorabends entgangene, umfangreiche Zerstörung. Kaum ein Haus steht unversehrt zwischen diesen Trümmern, fast überall fehlen zumindest die oberen Stockwerke.

Und trotzdem: Auch hier fordert das Leben schon wieder sein Recht, und der Mensch — wie könnte es auch anders sein — sein Vergnügen. Ich entdecke ein Kino. Es heißt Viktoria. Hilde Krahle und Otto Gebühr spielen den Film „Die barmherzige Lüge“. — Das paßt so recht hinein in die Reste dieser Stadt.

Wie ich mich umdrehe, gehen etwa zwei Dutzend jüngere und ältere Männer an mir vorbei. Über der Schulter tragen sie Pickel und Schaufel und am Arm die weiße Binde mit dem blauen Davidstern. Einen Augenblick halten sie an, und der Führer von ihnen verschwindet hinter der Türe eines halbzerfallenen Hauses. An seiner Wand steht geschrieben: „Sonderdienststelle für den jüdischen Arbeitseinsatz.“

Es ist das erste Mal, daß ich von einer solchen Organisation etwas erfahren habe.

Zwischen dem San und Lemberg

Längs der Straße nach Lemberg

Die Straße, die von den Russen während ihrer fast zweijährigen Herrschaft aus strategischen Gründen mit allen Schikanen ausgebaut wurde, läuft über rund 100 Kilometer Länge von Przemyśl nach Lemberg. Von dort aus ist sie bis nach Kiew weitergeführt worden, wo sie einen direkten Anschluß nach Moskau hat. Soweit ich sie beobachten kann, geht sie, wo es immer möglich ist, der Bahn entlang, und sehr viele Rangierbahnhöfe ermöglichen praktisch ein Anhalten und Verladen des Materials an jeder beliebigen Stelle.

Schon wenige Minuten hinter der Festungsstadt Przemyśl läßt sich eine auffallende Änderung im Gesamtbild festhalten. Ich meine nicht die Menschen, unter denen sich der auf der westlichen Seite des San fast völlig fehlende Typ des Ukrainers stark betont in den Vordergrund schiebt. Ich meine den Unterschied in den primitiven Bauernhäusern, den Unterschied in der Feldbestellung und allen andern sichtbaren Vergleichsmöglichkeiten, die gegeben sind. Wohlgemerkt, dieser Unterschied läßt sich hier nicht zwischen nur ostdeutschen und russischen Ver-

hältnissen beobachten, sondern sogar noch zwischen polnischen und russischen. Die Häuser sind zwar nicht gerade verwahrlost, aber schlecht gepflegt, und in den Gärten schießt das Unkraut in die Stauden. Ein gleiches Bild ergibt ein Blick auf die unbestellten Felder. Während auf der andern Seite des San die Bauern mit Frauen und Kindern über ihre Äcker gebeugt harte Arbeit verrichteten, sehe ich diesseits des historischen Flusses nur vereinzelte Menschen das gleiche tun.

Man wird mir einwenden, die Gegend, von der ich spreche, liege knapp hinter der Front und alle die angeführten Mängel seien Folgeerscheinungen dieses Zustandes. Diesem Einwand aber kann mit Berechtigung entgegeng gehalten werden, daß auch auf der andern Seite des San die Front bestanden hat. Außerdem liegen die Konsequenzen dieser sichtbaren Gleichgültigkeit weiter zurück als vier Monate, das ist die Zeit des Beginnes des deutsch-russischen Krieges.

Bald stoßen wir auf die ersten bolschewistischen Abwehrstellungen. Im Rahmen eines technisch und militärisch einwandfrei ausgedachten Schemas, stehen da ein Dutzend sehr starke und nach den modernsten Gesichtspunkten ausgebaute Bunker. Abgesehen davon, daß das Feuer der einen Anlage die andere deckt, waren bei der Konstruktion nach Ansicht eines deut-

schen Offiziers sogar schon die Erfahrungen berücksichtigt, welche die Franzosen mit ihren Panzerwerken in der Maginotlinie machten. Der für jeden Bunker unumgängliche, aber sehr gefährliche Luftschacht liegt genau unter den Läufen der Maschinengewehre. Durch das Abwerfen von Sprengladungen in diese Luftschächte wird bekanntlich die Besatzung getötet oder wenigstens zur Übergabe gezwungen. Soweit ist also alles in Ordnung, aber die Bunker haben einen Fehler: sie sind nicht fertig. Überall ragen aus dem Beton hervor noch die den Zement bindenden Eisenstäbe, und überall um sie herum sehe ich Bretter, Meßinstrumente und Handwerksmaterial.

In einem einzigen von ihnen, der praktisch gebrauchsfertig war und der wohl auch von den deutschen Truppen als bereits besetzt angenommen wurde, entdeckte ich ein großes, rundes Loch. Hier war eine Granate eingedrungen und hatte innerhalb des Geschützraumes sogar noch die zweite, rückwärtige Wand angeschlagen. Die Ursache für diesen glatten Durchschlag lag in dem Umstand begründet, daß der Bunker, wie so viele andere, die ich gesehen habe, noch nicht trocken war. Unter andern Bedingungen wäre das nicht möglich gewesen, denn gerade die russischen Bunker sind nach dem Urteil deutscher Fachleute besonders widerstandsfähig. Es ist ein Geheimnis der russischen Architekten gewesen, der Zementmischung der Bunker eine be-

sondere Legierung von Granitstaub beizumischen und dadurch eine bisher unerreichte Widerstandsfähigkeit zu erzielen.

Wir fahren weiter und finden bald die ersten deutschen Soldatengräber. Vier junge Kameraden liegen nebeneinander und unter den Stahlhelmen, die über den sorgfältig geschnitzten Kreuzen hängen, ist die Erkennungsmarke der Toten angenagelt. Etwa 1000 Meter weiter durchfahren wir in einem Wald die zweite und dritte Verteidigungslinie der Russen. Auch hier ist keiner der Bunker fertig. Die Schützengräben sind gut angelegt und die einzelnen Stellungen sorgfältig ausgebaut. Aber eines fällt mir auf und irgendwie ist es typisch: Um ein freies Schußfeld und einen guten Ausblick zu erhalten, haben die Russen das getan, was andere auch nicht unterlassen hätten — sie haben den Wald, wo es nötig schien, umgelegt. Aber wie haben sie ihn umgelegt! Alle Bäume einen halben oder einen Meter über der Erde. Ohne Rücksicht auf die Möglichkeit einer spätern Aufforstung. Um Irrtümer auszuschließen möchte ich betonen, daß es sich fast durchwegs um Jungwald mit schmalen und schwachen Bäumen handelte. Das heißt, die Bäume waren nicht deshalb auf diese Art gefällt worden, damit die langen Baumstümpfe gleichzeitig als Tanksperren dienen konnten. Eine Methode, die von den Russen im allgemeinen sehr häufig angewendet wird.

Auffallend ist im übrigen ganz allgemein dieses Fehlen jeglicher Tanksperren. Weder spanische Reiter, noch Tankfallen, noch Tankgraben sind zu sehen. Und das auf dem ganzen Wege bis nach Lemberg. Dasselbe trifft zu für Drahtverhaue. Man erhält den festen Eindruck, die Russen fühlten sich einem Angriff derartig überlegen, daß sie es für unnötig erachteten, entsprechende Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen.

Aus diesem Grunde haben, meiner Ansicht nach, zwischen dem San und Lemberg keine wesentlichen Kämpfe stattgefunden. Die Bolschewisten mußten sich vom fünften Tage an, nach dem Fall von Przemyśl, auf der ganzen Linie zurückziehen. Die Dörfer sind deswegen unbeschädigt, und nennenswerte Verteidigungsstellen sind bis kurz vor Lemberg nicht mehr anzutreffen. Nur hin und wieder zeugt ein am Straßenrande liegender, ausgebrannter russischer Tank von der Überraschung der Roten Armee.

Nachher fahren wir über eine Hügelkette und sehen weit hinein in die Unendlichkeit des Landes. Nebeldunst liegt grau und unsympathisch über den Wäldern, und tief steht das Regenwasser in den großen Pfützen. Wo Dörfer sind oder einzelne Häuser stehen, kräuselt sich vereinzelt blauer Rauch aus dünnen Kaminen in die Lüfte. Aber auf den Feldern ist nach wie vor kein Mensch zu sehen.

Tanks beim Stammsitz der Jagelon

Zwischen zwei Seen liegt Jagelon, mit dem Stammhaus des bekannten polnischen Königsgeschlechtes gleichen Namens. Die malerische Ortschaft zerfällt in einen ausgesprochen jüdischen und einen polnisch-ukrainischen Teil. Da es regnet, laufen die Menschen alle mit schwarzen Regenschirmen herum, und weil es auch ein wenig kalt ist, tragen die Frauen diese typischen, großen und handgestrickten weißen Umhängetücher, die ihre Heimat in ganz Rußland haben. Die Männer aber schützen sich vor der Nässe ganz einfach mit den Decken, die sie sonst ihren Pferden überwerfen.

Kurz vor dem Ausgang des Dorfes liegen zwei fahrende russische Festungen im Straßengraben. Zwei Tanks von 52 Tonnen mit einer Bestückung von drei Kanonen (Panzerabwehr-, Mörser- und eine 7,5-cm-Kanone) und sechs Maschinengewehren, drei leichten und drei schweren. Der Stahl dieser Kolosse weist Dutzende von kleinen Einschlägen der sogenannten „Panzerbüchsen“ auf. Das sind Spezialgewehre vom Kaliber gewöhnlicher Gewehre, die mit einer hochexplosiven Spezialmunition geladen, den Panzer durchschlagen sollen. Allerdings ist in diesem Falle nicht eine einzige der Kugeln durchgedrungen. Vielleicht ist aber vor allem auch beabsichtigt, mit solchen Spezialladungen

in die wenigen Sehschlitze und eventuell in die Mündungen der Kanonen zu schießen.

Aus welchen Gründen die Panzer trotzdem liegen blieben, konnte ich nicht feststellen. Wahrscheinlich war es in beiden Fällen Maschinenschaden. Ich erinnerte mich bei dieser Gelegenheit an meine ähnlichen Beobachtungen während des ersten finnisch-russischen Krieges. Diese Ungetüme von fahrenden Festungen besitzen derartig komplizierte Motoren, daß Defekte sehr leicht eintreten können. Nachdem was ich gesehen habe, wäre es beinahe notwendig, neben den Besatzungstruppen jeweils noch einen Ingenieur mitzunehmen. Vor allem unter den Umständen, unter denen anscheinend sehr viele, wenn nicht die meisten der russischen Tanks, in die vorderen Linien gekommen zu sein scheinen.

Ich erfahre dies durch Gespräche mit Dorfbewohnern. Nach Angaben von russischen Tankfahrern gegenüber diesen Leuten haben sie ihre Maschinen teilweise über mehr als 2000 Kilometer Entfernung aus der Gegend des Kaukasus bis in die vordern Linien gefahren. Dort waren sie wahrscheinlich in Beständen, die in die Zehntausende gehen, versteckt worden, um die enorme russische Aufrüstung vor der Welt geheim zu halten. Als die Deutschen dann plötzlich in Rußland einmarschierten, fehlte es am notwendigen Eisenbahnmateriale, um die Tanks von dort nach vorne zu bringen. Sie wur-

den deshalb kurzerhand an ihren Bestimmungsort gefahren, und es ist weiter kein Wunder, wenn die Motoren derartige Strecken nicht überstanden.

Hinter Jagelon wird die Landschaft flacher. Die Wälder und Bäume sind weniger zahlreich, aber die Äcker und Felder dafür um so größer. Uns fehlen noch 25 Kilometer bis nach Lemberg. Im Vorbeifahren sehen wir da und dort ein Soldatengrab, und eine Prozession ukrainischer Kirchengänger kommt uns entgegen. Es ist Sonntag. Ein erschossener Hund liegt unter einem Baum und daneben steht ein Mann und weint. Aber die Hunde werden hier alle erschossen, weil die meisten die Tollwut haben.

Es regnet viel und dazwischen scheint manchmal wässerig die Sonne. Einmal ist es besonders schön, und da erblicken wir in der Ferne viele Häuser: Eine Vorstadt von Lemberg. Je näher wir ihr kommen, um so komischer enthüllt sich vor uns ein Bild: Zwischen den durchwegs niedern Häusern, die sich in gar nichts von denen auf dem Lande unterscheiden, scheint ein Wald von Bohnenstangen herauszuwachsen. Beinahe steht eine neben der andern. Aber es sind keine Bohnenstangen, es sind nur primitive Masten für die Anlage von Radioantennen. Ganz einfache und krumme Bäume aus dem Wald in der nächsten Nähe. In dieser Vorstadt gibt es kein Haus ohne Radio, aber es gibt auch kein Haus mit einem Lautsprecher. Der Kopfhörer ist hier

Trumpf. Ich habe das gesehen. Und man hörte auch nur den einen Sender Moskau.

Die Russen haben es sich viel kosten lassen, die unter ihrer Herrschaft lebenden Polen von dem Glücke zu überzeugen, dem sie entgegengeführt werden sollen.

In Lemberg

Die Stadt selbst hat unter den Kämpfen nur stellenweise gelitten. Zwar findet man an den Häusern allenthalben Kugelspuren, die von erbitterten Straßenkämpfen zeugen, aber unbewohnbare Gebäude sind mit Ausnahme eines Viertels in der Außenstadt relativ sehr selten. Durch städtische und auch stark ausgeprägte private Initiative, die von den Besatzungsbehörden jede mögliche Unterstützung erfährt, beginnt das Leben wieder zu pulsieren, obwohl es weit davon entfernt ist, normale Formen anzunehmen.

Lemberg ist im übrigen eine typisch europäische Stadt. Nach ihrer Bauart ausgesprochen französisch und deutsch, haftet ihr auch anderweitig nicht viel Russisches an. Es war den Bolschewisten in der relativ kurzen, ihnen zur Verfügung stehenden Zeit nicht möglich, ihr das bekannte Gepräge zu nehmen. Dafür haben sie sich um so mehr geleistet, was die Bolschewisierung der Bevölkerung anging.

Ein Fabrikarbeiter erzählt mir, die Herrschaft sei ursprünglich nur von Russen ausgeübt worden, die aber schon nach etwa einem Jahr ihre Ämter an Einheimische abgaben. Diesen fehlte zum größten Teil die Erfahrung in der Bolschewisierung, und was sie durch Organisation nicht erreichen konnten, versuchten sie durch willkürliche Zwangsmaßnahmen zu erzwingen. Vor allem hatte unter diesem Zustand natürlich die Arbeiterbevölkerung zu leiden. Um in Moskau von vorneherein gut Kind zu sein und um dort mit möglichst hohen Steuern und andern Abgaben imponieren zu können, wurden die Löhne für die Arbeiter wesentlich niedriger als im eigentlichen Rußland angesetzt.

Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß diese Löhne und Gehälter in keiner Weise eine Anpassung an das herrschende Preisniveau fanden. Die Folge davon war ein ausgesprochenes Elend unter der arbeitenden Bevölkerung. Der Mann, mit dem ich spreche, verdiente monatlich 180 Rubel. Heute bezahlen ihm die Deutschen für dieselbe Arbeit 600 Rubel. Ein ähnliches Lohn- oder Gehaltsverhältnis stelle ich bei allen andern Leuten fest, die ich daraufhin ausfrage. Es ist verständlich, wenn sich unter solchen Bedingungen bei der Bevölkerung ein starker Oppositionsdrang geltend machte. Eine Folge davon war die rücksichtslose Ergreifung von Terrormaßnahmen durch die Machthaber der Stadt. Inwieweit die einzelnen An-

gaben der dadurch Betroffenen der Wahrheit entsprechen, läßt sich natürlich nicht ohne weiteres feststellen. Immerhin ist es auffallend, daß der von verschiedenen Leuten unabhängig von einander angegebene Maßstab für Strafen in den meisten Fällen übereinstimmte.

Die Behandlung der Kirche in Lemberg ist die gleiche gewesen wie in den Grenzgebieten. Verwaltungstechnisch und propagandistisch war ja die Stadt die Metropole der für den Bolschewismus zu gewinnenden Bevölkerungsschicht. Das heißt, der Kirchenbesuch war nicht verboten. Ihm entgegen stand lediglich ein starkes Aufgebot von Gottlosenpropaganda, die aber nicht ohne Erfolg durchgeführt wurde. Im allgemeinen läßt sich feststellen, daß die Bewohner von Lemberg den heutigen Zustand dem vorangegangenen entschieden vorziehen. Eine alte Frau meinte zu mir: „Die Deutschen sind zwar hart, aber sie sind gerecht; die Russen aber sind nur hart gewesen.“

Ich weiß nicht, was die Deutschen mit Lemberg vorhaben, ich weiß nur, daß sie sich alle Mühe geben, aus der Stadt eine Metropole zu machen. Einen Mittelpunkt, vielleicht im Sinne einer Grenzstadt als letztes abschließendes Bollwerk gegen den Osten.

Wie in Berlin sieht man in den Straßen grüngekleidete Schutzleute und wie in der Nähe eines deutschen Bahnhofes laufen die mit der

Uniform der Reichsbahn bekleideten Beamten herum.

Die Zahl der Juden hat wie überall in dieser Gegend abgenommen. Trotzdem gibt es ihrer noch sehr viele, so daß man ihnen eigene Straßenbahnwagen zur Verfügung stellt. „Nur für Arier“ steht auf den Motorwagen geschrieben und „Nur für Juden“ auf den Anhängern.

Wie zu hören ist, soll das Problem auch in Lemberg nach dem Muster von Warschau und Krakau eine Lösung finden. Vorläufig bewegen sich die Juden alle frei und ungehindert in der Stadt, und nur die an das Reich erinnernden Plakate „Arisches Geschäft“ oder „Hier werden Juden nicht bedient“ zeichnen schon jetzt deutlich den zukünftigen Weg ihres kommenden Schicksals ab.

An der russischen Grenze

Der Osten

Die Erde, über die wir fahren, wird immer schwärzer und die Felder werden immer weiter, aber irgendwo in der Ferne sind verschwommen und dunstig stets die stahlblauen Silhouetten von Wäldern zu erkennen. Mit jedem Kilometer kommen wir dem wahren Osten näher. Es ist eigentümlich, daß der Begriff des Ostens auch zugleich denjenigen der Armut verkörpert. Aber es ist noch viel auffallender, daß es gerade dort sein muß, wo die Erde so reich und fruchtbar ist.

Was ich sehe, ist eine einzige aneinandergereihte Kette von Not und unsagbarem Elend. Es ist eine Schande für die ganze Zivilisation, wenn Menschen aus Fleisch und Blut in Hütten hausen müssen, in denen ein Bauer unserer Länder nicht einmal seine Pferde unterbringen würde. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es im eigentlichen Rußland noch schlechter ist. Die Kleidungsstücke, die diese Menschen tragen, sind manchmal kaum mehr als solche zu erkennen. Ein Bauer in der Nähe von Brody sagte zu mir: „Ich trage den Mantel, den mein Vater von seinem Vater erhalten hat.“ Das einzige, was diese

Leute haben, sind halbhohe Stiefel, und darauf sind sie sehr stolz. Seit zwei Jahren aber, seit die Russen hier eingezogen sind, gibt es auch die nicht mehr zu kaufen.

Heute erhält dieses Bild noch eine besonders tragische Note durch die Zeichen des Krieges, die direkt und indirekt überall ihren Stempel zurückgelassen haben. Man muß in die Hütten hineingehen und mit den Leuten sprechen, um das tragische Elend zu erkennen, dem sie ausgesetzt sind. Nach außen hin sieht man nicht immer viel, denn wo nichts ist, da hat auch der Krieg sein Recht verloren, und nur an den Straßenseiten erblicken wir stets die Spuren der Kämpfe und erkennen das Zerstörungswerk eines zurückflutenden Heeres.

Eine moderne Armee braucht Benzin und wieder Benzin. Aber weil Landstriche von solch unerhörtem Ausmaß nicht wie in Mitteleuropa mit modernen Benzinstationen versorgt werden können, hat die russische Armee alle 50 oder 100 Kilometer riesige Benzintanks neben der Straße in die Erde vergraben oder sie einfach daneben hingelegt. Diese Benzintanks sind heute alle restlos ausgebrannt und verkohlt. Und so ist es mit allem, was einmal in irgendeiner Form für den Kriegsdienst Verwendung fand. Wir besuchen auch einen Flugplatz, einen russischen Schulflugplatz, der genau so wie die Bunker in den ersten Verteidigungslinien noch nicht fertig war. Die Zementmaschinen zur Betonierung des

Anlaufes stehen noch — allerdings zerstört — herum. In der Nähe einige Schulmaschinen, von denen auch nicht viel übrig geblieben ist. Und was noch da liegt, ein paar Stücke der Motoren, ein paar Fetzen der Tragflächen, das haben meine Kollegen und auch ich zum Teil als Andenken mitgenommen.

Hier war der erste Durchbruch

Kurz hinter Brody fängt es zu schneien an und bald sind die Ackerfurchen leicht mit Schnee bedeckt. So fahren wir stundenlang durch weißes Land, bis wir auf einmal halten müssen. Hier ist eine Grenze. Nicht daß wir jetzt schon das ehemalige Rußland vor uns hätten. Es ist nur die Grenze des nach dem bolschewistischen Rückzug automatisch erweiterten Generalgouvernements, soweit es bereits der Zivilverwaltung angeschlossen ist. Was östlicher liegt, ist Operationsgebiet und untersteht direkt der militärischen Verwaltung.

Plötzlich sehen wir die Überreste eines großen Kampfes. Von den Häusern zweier Dörfer, die in etwa einem Kilometer Abstand an der Straße stehen, sind kaum die Grundmauern übriggeblieben. Da und dort suchen Männer und Frauen mit Stöcken zwischen den verkohlten Trümmern, als ob es ihnen möglich wäre, noch irgendwelche Überreste von ihrem Hab und Gut zu finden. Da und dort läuft auch noch ein

Huhn, eine Ente und einmal sogar eine Gans durch die Straßen der einstigen Dörfer. Hier wurde wahrhaftig ganze Arbeit geleistet. Auf der Strecke zähle ich im Vorbeifahren 39 mittlere und schwere Tanks, aber nicht ein einziger deutscher ist darunter.

Und noch etwas fällt mir auf, von dem ich bisher nur gehört oder gelesen hatte: Jetzt, wo das Getreide nicht mehr steht, sieht man ganz deutlich diese kreisrunden, in die Erde gegrabenen Löcher, die keinen größeren Durchmesser haben und die nicht tiefer sind, als daß sich ein Mann stehend gerade hinunterzwängen kann. Aus diesen „Fuchslöchern“ — wie sie die deutschen Soldaten nennen, haben die Russen aus der natürlichen Deckung des Getreides heraus, ihre ahnungslosen Opfer aus drei bis vier Meter Entfernung abgeschossen. Den Erfolg dieser Kampfmethodik sieht man an den am Ort des Todes geschaukelten Soldatengräbern. Hier drei, da vier und dort ein halbes Dutzend.

Das Terrain der Tankschlacht zieht sich etwa 15 Kilometer längs der Straße, bis in die Nähe von Dubno hin. Die zerstörten Panzer lassen sich am Ende nicht mehr zählen. Es müssen an die zweihundert sein, und auch acht deutsche sind noch dabei. In diesem Gebiet, in mehr oder weniger offenem Gelände, wurde der erste große sowjetrussische Abwehrversuch zer schlagen, an dieser Stelle gelang den Deutschen der erste große Durchbruch nach dem Osten.

Welcher Mut und welche innere Disziplin, welche unvorstellbare Tapferkeit muß das Herz dieser deutschen und auch der russischen Tankfahrer erfüllt haben! Man muß sich das vorstellen: Ein Gelände, das keinerlei Deckung bietet, nur hin und wieder eine Bodenwelle. Aber kein Baum, kein Strauch, nichts, gar nichts. Auf kilometerweite Entfernungen haben sich die Tankfahrer gesehen und sind aufeinander losgerannt. Mit dem vollen Bewußtsein, daß es keine andere Hilfe geben kann, als die eigene. Keinen andern Glauben und keine andere Hoffnung als die, auf sich selbst. So schoß der eine auf den andern, und jeder einzelne Mann in den Panzern mußte es wissen und wußte es: Es wird solange aus allen Rohren geschossen, bis einer liegen bleibt. Und es ist immer einer liegen geblieben.

Die nachfolgenden Infanteriekämpfe waren noch heiß genug. Den deutschen Truppen stellten sich dabei freiwillige Verbände von Ukrainern zur Seite. Wie sie gekämpft haben, das sehen wir in jedem Dorf, wo hohe Birkenkreuze ihre aus Erde erbauten und pyramidenhaft in die Höhe ragenden Grabdenkmäler schmücken.

Chorgesang

Immer mehr erhält die Gegend den Charakter der Ukraine, und ich erinnere mich an die Bilder, die ich mir auf Grund von Erzählungen

über die Unendlichkeit des russischen Raumes vorstellte. Der Einfluß des mächtigen Nachbarn auf diesen unmittelbar an der Grenze liegenden Teil des ehemaligen Polen ist unverkennbar. Das Städtchen Dubno ist ein solches Beispiel. Beinahe möchte ich sagen, es ist ein Überbleibsel aus einer Zeit, die nicht mehr existiert. Häuser im Stil des alten, zaristischen Rußland, weite Anlagen, große Gärten und über allem eine leichte Decke von Schnee.

Ein großer Teil der Menschen, die ich sehe, tragen auf Brust und Rücken ein kreisrundes gelbes Stückchen Stoff von ungefähr zehn Zentimeter Durchmesser. Es sind Juden. Hier sind sie anders gekennzeichnet. Ebenso ist es in Rowno, das ziemlich vom Krieg in Mitleidschaft gezogen worden ist.

Über dem Städtchen liegt bereits die Dämmerung des hereinbrechenden Abends. Aus einer Kirche ertönt bis auf die Straße hinaus wundervoller Chorgesang. Ich wundere mich und gehe hinein. Fast lauter Bauern sind da, viel mehr Frauen als Männer, und alle singen sie mit beinahe verzückten Gesichtern und fest gefalteten Händen, ohne Orgel- oder andere Musikbegleitung, die Messe der griechisch-orthodoxen Kirche.

Nachher suche ich den Pfarrer auf, und er spricht mit mir über seine Sorgen. Rowno liegt bereits sehr weit von der Grenze entfernt, und die Russen dachten nicht mehr daran, dieselbe

Rücksicht wie in Lemberg walten zu lassen. Als sie vor zwei Jahren ankamen, schlossen die Gewaltigen des Städtchens zwar nicht die Kirche, aber sie verlangten von ihr eine Steuer von monatlich zwölftausend Rubel. Für diese Summe war der Pfarrer persönlich haftbar, und für den Fall, daß sie nicht eingebracht werden konnte, war er — abgesehen davon, daß das Gotteshaus geschlossen wurde — verpflichtet, den Betrag in einem Zwangsarbeitslager abzuarbeiten. So ein armer Pope hätte dreihundert Jahre alt werden müssen, um eine solche Schuld zu liquidieren. Man kann sich denken, was es für eine kleine Gemeinde heißt, im Monat zwölftausend Rubel aufzubringen. Und trotzdem hat sie es getan. Fast zwei Jahre lang.

Alles, was sich irgendwie zu Geld machen ließ, brachten diese Menschen ihrem Pfarrer, damit er es verkaufe und mit dem Erlös die Steuer zahle: Heiligenbilder, alten Familienschmuck, Gegenstände aus dem Haushalt und sogar Geflügel. So ging es immer wieder, von einem Monat bis zum nächsten. Bis auf einmal nichts mehr da war, nichts mehr da sein konnte. Alles von irgendwelchem Wert hatten diese Menschen ihrem Glauben und ihrer Kirche geopfert.

Die christliche Bevölkerung von Rowno ist durch die ihr von den Bolschewisten auferlegte Kirchensteuer arm geworden, denn die monatlich zu entrichtende Summe von zwölftausend

Rubel ist viel Geld in einem Ort, in welchem ein Mittagessen mit Suppe, Braten, Kartoffeln, Gemüse, Butter und Tee nur 70 Pfennige kostet. Das bezahlten wir im deutschen Soldatenheim.

Anfang Juni erklärte der Pope von der Kanzel herab seiner Gemeinde, Ende Juli oder August ließe er die Kirche schließen. Es ging einfach nicht mehr. — Da kamen im letzten Augenblick die Deutschen...

Genau so, wie die Kirche unter Druck gesetzt wurde, geschah dies auch mit ihren Besuchern. Die Leute wurden beobachtet und nachher schickte man ihnen Aufforderungen ins Haus, aus der Kirche auszutreten. Viele haben es getan, aber noch mehr blieben ihrem Glauben treu. Ein großer Teil dieser Menschen mußten ihr Bekenntnis büßen. Sie wurden zu Zwangsarbeit eingezogen und immer für Arbeiten verpflichtet, die zwei und drei Wegstunden vor dem Städtchen lagen. Auf diese Weise nahm man ihnen die Möglichkeit zu einem Besuch der Kirche. Es fehlte ihnen einfach die Zeit dazu.

Der Pope, mit dem ich sprach, war im übrigen der einzige von den dreien der Kirche, welcher die Schikanen der Bolschewisten überstanden hat. Der Älteste von ihnen — er zählte an die 80 Jahre — starb nach einem Gebet vor dem Altar, dem er sein Leben lang diente, und den andern haben die Russen drei Tage vor dem deutschen Einmarsch verschleppt. Niemand weiß, wo er ist und ob er überhaupt noch lebt.

— Ich frage ihn auch nach seinem eigenen Schicksal. — „Ich“, meinte er, „ich, ja, wissen Sie, ich bin jung und kann schon allerhand vertragen, ich wäre auch zur Zwangsarbeit gegangen. Denn schauen Sie, ehe ich Pope wurde, da war ich Schuster.“

Es muß noch erwähnt werden, daß ein derartiger Berufswechsel bei der griechisch-orthodoxen Kirche durchaus möglich ist.

Über die alte Grenze

Am nächsten Morgen fahren wir in der Richtung auf Korzez, dem letzten Städtchen im ehemaligen Polen, und obwohl gar nichts zu erwarten ist, legt sich etwas wie Spannung auf mein Gemüt. Nun fahre ich also gegen das alte, wirkliche Rußland. Die Sonne scheint warm, und der Schnee auf der Straße schmilzt bereits dahin. Nur auf den Äckern liegt er noch wie dünner Flaum.

Alle von uns sind ein wenig aufgeregt. Als ob etwas passieren würde. Aber es passiert gar nichts. Die Straße bleibt dieselbe, die Sonne scheint auch vor uns, und auch dort drüben am Horizont liegt der Schnee auf den kahlen Feldern.

Unten, in einer Mulde, verläuft die Grenze, die ehemalige Grenze, und wenn wir es nicht wüßten, könnten wir es nicht ahnen. Denn zu

sehen ist nichts. Noch zehn Meter fahren wir, noch fünf, noch zwei...

Jetzt sind wir im bolschewistischen Rußland.

Vier primitive Steinhäuser mit je einem Fenster stehen als Erinnerung an die Zeiten vor dem bolschewistischen Einmarsch in Polen als Zollhäuser am Rande der Straße, und auf der andern Seite liegen gleichsam als Zeichen dafür, daß der Krieg auch hier weitergeht, zwei russische Tanks. Vier deutsche Soldaten stehen in einem Acker und reparieren eine Telefonleitung.

Ja, diese Äcker und diese Felder! Sie sind die größten, die ich je in meinem Leben gesehen habe, aber lange nicht so groß wie andere, denen ich noch begegnen werde.

Genau an der Grenze entlang beginnen diese unendlichen Kolchosenfelder, und kein Feldweg und nicht einmal ein Pfad unterbricht das gleichmäßige Bild. Alles, was ich von nun an erblicke, ist das Gemeingut ganzer Dörfer, und alle Arbeiten, die auf den Feldern geleistet werden, sind die Arbeiten eines für alle und aller für... den Staat. Man braucht deshalb keine Äcker in diesem Land und keine Felder, sondern nur einen Acker und ein Feld. Fast wird man erdrückt von der Wucht dieser großen Getreide tafeln, auf deren verschneiten Stoppeln jetzt überall die riesigen, bauernhaushohen Getreideschober stehen.

Etwas weiter vorne liegt das erste russische Dorf. Kleine, niedere und weißgetünchte

Hütten mit Strohdächern. Aber wie in Spanien große Kirchen über das kleinste Dorf hinausragen, so überragen hier drei langhingestreckte Gebäude das ganze Bild: Der gemeinsame Stall, der gemeinsame Getreidespeicher und der gemeinsame Geräteschuppen.

Dieses Panorama, dieser erste Eindruck wiederholt sich später immer wieder. Es gibt nichts anderes auf dem Lande, alles ist gleich. Die einzigen Unterschiede schuf lediglich die verschiedenen geartete und gestaltende Natur. Später, wenn ich einmal Gelegenheit habe, mehrere dieser Kolchosen zu besuchen und zu studieren, werde ich mehr Einzelheiten darüber berichten.

Etwa zwei Kilometer hinter der Grenze gehen auf der Straße die ersten Leute, die wir in Rußland sehen. Selbstverständlich halten wir an, denn es ist für einen Journalisten interessant, zu wissen, was ihm diese ersten Menschen eines 200-Millionenvolkes sagen werden. Es sind zwei Frauen, sie sehen aus wie alle andern in dieser Gegend. Einfach zwei ganz gewöhnliche Bauernfrauen.

„Ich suche meinen Mann“, sagte die eine, und „ihr seid feine Leute, ihr duftet geradezu, unser einer aber, der stinkt“, meinte die andere.

Und alles das auf die einfache Frage des Dolmetschers, wo sie hingingen.

Das war mein erstes Interview im bolschewistischen Rußland.

Das Kirchenproblem in sowjetrussischer Beleuchtung

Ich möchte dieses Kapitel, in dem ich zum ersten Male die Kirchenfrage angeschnitten habe, nicht abschließen, ohne einige russische Pressestimmen wiederzugeben, die in eindeutiger Weise klarlegen, wie man in den führenden Schichten der bolschewistischen Intelligenz darüber denkt. Es scheint mir dies aus zwei Gründen notwendig: Einmal, um mir vor skeptischen Lesern ein Alibi und einen Wahrheitsbeweis für meine eigenen Beobachtungen zu verschaffen, und zum zweiten, um wenigstens diejenigen Personen, die dieses Buch lesen, wiederum daran zu erinnern, — falls sie es unter dem Drucke der letzten politischen Ereignisse vergessen haben sollten — daß die antireligiöse Haltung der Union der Vereinigten Sowjet-Republiken in Hunderttausenden von Veröffentlichungen und Reden und in Millionen von handgreiflichen Tatsachen derartig eindeutig und klar zum Ausdruck gebracht wurde, daß man sich wundern muß, wenn in einigen Hauptstädten der Welt plötzlich eine Propaganda einsetzt, die den Versuch unternimmt, die ganze Angelegenheit nur deshalb zu bagatellisieren,

weil es augenblicklich in die politisch-diplomatische Linie hineinpaßt.

O ja, ich weiß! Zur Zeit der „allvölkischen“ Besprechung des Projektes der Stalinschen Konstitution in den UdSSR hat manch einer der Delegierten vorgeschlagen, die Ausübung der religiösen Handlungen zu verbieten, aber auf der außerordentlichen VIII. allunierten Zusammenkunft der Sowjets wies dann Stalin darauf hin, dieser Vorschlag sei zu verwerfen, da er dem Geiste der UdSSR und ihrer Konstitution nicht entspreche. In der Stalinschen Konstitution steht nämlich geschrieben, daß die Freiheit in der Ausübung der religiösen Kulte und die Freiheit der antireligiösen Propaganda allen Bürgern als ihr unbestreitbares Recht zugebilligt wird.

Es sieht also so aus, als ob es in Rußland doch noch so etwas wie eine Religionsfreiheit gäbe, aber es sieht nur so aus, denn jeder klar denkende Mensch kann sich an den fünf Fingern abzählen, wie der Satz: „Freiheit in der Ausübung des religiösen Kultus und Freiheit in der Ausübung der antireligiösen Propaganda“ in diesem Falle ausgelegt werden muß. Die Macht liegt ja beim Staate und deshalb kann es ihm nicht schwer fallen, seine „Freiheit der antireligiösen Propaganda“ in einem Ausmaße in die Tat umzusetzen und in einer Art zu formulieren, daß demgegenüber jede vom Bürger beanspruchte „Freiheit in der Ausübung der reli-

giösen Kulte" als Auflehnung gegen die Staatsinteressen ausgelegt werden kann und wird. Ganz abgesehen von der Unmöglichkeit des Volkes, einer mit allen Mitteln betriebenen staatlichen Gottlosen-Propaganda etwas auch nur annähernd Gleichwertiges gegenüberzusetzen.

Aber sehen wir zu, was Genosse P. Fedosejew in seinem am 20. März 1940 in der „Prawda“ erschienenen Artikel „Lenin und Stalin über die Religion“ zum Ausdruck brachte. Als Motto war diesem Aufsatz eine Bemerkung vorausgesetzt, die Stalin vor einigen Jahren zum besten gab und in der er kurz und bündig erklärte: „Bis zum 1. Mai 1937 müssen in der Sowjet-Union alle Kirchen verschwinden und der Begriff Gott soll über die Sowjet-Grenzen verjagt werden als ein Überbleibsel des Mittelalters, welches lediglich zur Knechtung der Volksmassen dient.“

Ich habe den Eindruck, diese Worte, vom obersten Staatsführer eines Millionenreiches ausgesprochen, sind um so deutlicher, als die Methoden, die in Rußland zur Erreichung der gesetzten Ziele angewandt werden, in der Welt hinlänglich bekannt sind.

In dem zitierten Artikel aber, den ich auszugsweise wiedergebe, wird in wörtlicher Übersetzung folgendes ausgeführt:

„Lenin und Stalin, die Gründer und Führer des Bolschewismus, die den revolutionären Kampf des internationalen Proletariats gegen

den Imperialismus anführten, haben die Ideologie des verwesenden Kapitalismus in allen seinen Offenbarungen einer vernichtenden Kritik unterzogen. Indem sie die revolutionäre Theorie von Marx verteidigten und weiter entwickelten, führten Lenin und Stalin stets einen erbitterten Kampf gegen den Idealismus, Mystik und Obskurantismus, gegen Religion und Kirche.

Sie haben wissenschaftlich bewiesen, daß alle Religionen und alle religiösen Organisationen in ihrer Wurzel den Interessen der werktätigen Massen schaden. Sie haben gezeigt, daß die Religion genau so wie andere Erscheinungen der Ideologie des in Verwesung geratenen Kapitalismus in bestimmten Bedingungen des materiellen Lebens der Gesellschaft wurzeln. Der Marxismus-Leninismus lehrt, daß die Religion eine geschichtlich vorübergehende Erscheinung ist und daß ihre Existenz nicht ewig sei. Indem Genosse Stalin die Aussprüche von Marx, Engels und Lenin über die sozialen Wurzeln der Religion weiterentwickelte, unterstrich er, daß die Grundlage von religiösen Vorurteilen in der sozialen Unterdrückung, Verzweiflung und Erniedrigung der unterjochten Massen des Volkes liegt...

Den Standpunkt der Partei in der Religionsfrage hat Lenin allseitig in seinem Artikel ‚Sozialismus und Religion‘ auseinandergesetzt: ‚Wir verlangen, daß die Religion eine private Angelegenheit in ihrer Beziehung zum Staate

wird, aber wir können unmöglich die Religion als eine Privatangelegenheit in bezug auf unsere eigene Partei ansehen.'

Die Opportunisten der II. Internationale (gemeint sind die russischen Menschewiki) haben die Losung 'die Religion ist eine Privatangelegenheit' in dem Sinne ausgelegt, daß die Religion auch eine Privatangelegenheit in bezug auf die Partei darstelle. Lenin und Stalin haben dieser opportunistischen Verdrehung des Marxismus schroffen Bescheid gegeben. Sie haben erklärt, daß die Partei in bezug auf das Verhältnis zur Religion nicht neutral bleiben könne, daß sie sich nicht gleichgültig gegenüber den religiösen Vorurteilen der Dunkelheit und der Unwissenheit verhalten kann.

Indem er den Inhalt der Losung der Gewissensfreiheit und der Religionsfreiheit erläuterte, wies Genosse Stalin darauf hin, daß die Partei das Recht aller Bürger, aller Nationen, sich zu einer beliebigen Religion zu bekennen, verteidigt, aber gleichzeitig gegen alle Arten der Religion kämpft. Die Sozialdemokratie, schreibt er, wird stets gegen die Verfolgung des Katholizismus und des Protestantismus protestieren, sie wird stets das Recht der Nationen, sich zu einer beliebigen Religion zu bekennen, verteidigen, aber gleichzeitig wird sie, von der richtigen Erfassung der Interessen des Proletariats ausgehend, stets gegen den Katholizismus, Protestantismus und andere Religionen agitieren,

um sich dadurch einen Triumph für die sozialistische Weltanschauung zu verschaffen.

... Beim flüchtigen Hinsehen kann es scheinen, daß in dieser Stellungnahme ein Widerspruch enthalten ist. Man muß sich fragen, wie ist es möglich, sich zu einer Religion zu bekennen, sie zu verteidigen und gleichzeitig gegen jede Religion zu kämpfen? Das ist aber nur ein scheinbarer Widerspruch, und er ist nur für alle metaphysisch denkenden Menschen unbegreiflich. In Wirklichkeit besteht hier eine innerlich unzertrennbare Verbindung, die Einigung des demokratischen Verlangens nach Gewissensfreiheit, das Verlangen der Liquidierung des Polizeizwanges in Glaubensangelegenheiten und die sozialistische Aufgabe einer vollen Überwindung der religiösen Vorurteile.

Deshalb hat die bolschewistische Partei sich zur Verwirklichung der vollen Gewissensfreiheit nicht nur mit einer Scheidung der Kirche vom Staat begnügt, sondern sich die Aufgabe der vollen Überwindung der Religion unter radikaler Ausrottung der religiösen Vorurteile gestellt.

Eine offene Auslegung des Standpunktes der bolschewistischen Partei in der Frage des Kampfes gegen die Religion gab Genosse Stalin in seinem Gespräch mit der ersten amerikanischen Arbeiter-Delegation, die in Moskau eingetroffen ist. Indem er entschieden alle Versuche, den Kommunismus mit der Religion zu verbinden,

ablehnte, wies Genosse Stalin darauf hin, daß es solche Menschen nicht gäbe, die religiöse Ansichten unterstützten und gleichzeitig gute Kommunisten seien.

Deshalb kann unsere Partei in bezug auf die Religion nicht neutral sein. Sie führt und sie wird immer weiter eine wissenschaftlich antireligiöse Propaganda führen. Indem wir die Scheidung der Kirche vom Staat durchsetzen und die Freiheit der Glaubensbekenntnisse ausriefen, sagte Genosse Stalin, haben wir gleichzeitig jedem Bürger das Recht gegeben, auf dem Wege der Überzeugung, auf dem Wege der Propaganda und Agitation gegen jegliche Religion zu kämpfen."

So schrieb Genosse Fedosejew in der „Prawda“.

Um noch ein Beispiel zu geben, was die Sowjets unter „Freiheit antireligiöser Propaganda“ verstehen, bringe ich abschließend noch einen anderen Artikel dieser Zeitung vom 11. Mai 1940:

„Der Leninismus lehrt, daß in der exploitierenden Klassengesellschaft ein völliger und endgültiger Abgang der internationalen Werktätigen von der Religion nur schwer möglich ist. Die Religion ist hier in der wirtschaftlichen Grundlage tief verwurzelt. Bei uns im Lande des Sozialismus sind aber diese Wurzeln vollkommen liquidiert, die parasitischen Klassen vernichtet und mit ihnen die Exploitation des

Menschen durch den Menschen. Liquidiert ist die Klassenunterjochung und auch der Privatbesitz der Produktionsmittel. Dank alledem hat der Abgang der Werktätigen von der Religion bei uns einen in der Geschichte noch nie dagewesenen Umfang angenommen. Der Prozeß der Ausrottung religiöser Glauben dringt immer tiefer ein und umfaßt immer breitere Massen. Die UdSSR hat das Recht, sich ein Land des kämpferischen Atheismus zu nennen.

Schon erscheint die Religion in unserem Lande im Bewußtsein der Menschen als eines der schwersten Überbleibsel des Kapitalismus. In den verflossenen zwei Jahren hat z. B. die Union der Gottlosen in der Ukraine eine bedeutende und erspriessliche Propagandaaarbeit durchgeführt. Die Zahl der Mitglieder des Bundes der ‚kämpferischen Gottlosen‘ hat sich in diesem Zeitabschnitt um 6½ mal vergrößert, und die Anzahl der ursprünglichen Organisationen stieg auf das Fünffache. Das ist eine große Macht. Im letzten Jahr sind in der Ukraine mehr als 65,000 Vorträge, Vorlesungen und Versammlungen über anti-religiöse Themen gehalten worden. In diesem Sinne ist es die Pflicht jeder Parteiorganisation überhaupt, die Zellen der Gottlosen bei der Realisierung antireligiöser Entscheidungen zu unterstützen und ihnen zu helfen, das Niveau ihrer im Staatsinteresse durchgeführten Propaganda zu fördern.

... Die kommunistische Erziehung der Werktätigen ist eine der grundlegenden Aufgaben unserer Partei. In dem System der kommunistischen Erziehung der Werktätigen der UdSSR nimmt deshalb eine wichtige Stelle die antireligiöse Propaganda ein, der Kampf gegen die religiöse Betäubung des Bewußtseins des Menschen, der Kampf gegen den Aberglauben und der Kampf gegen die Gewohnheiten und Traditionen, die den Menschen durch Jahrhunderte eingepflanzt wurden.

Im Land der Sowjets ist die Religion ein Überbleibsel geworden, das weder in der Wirtschaft, noch in der Gemeinschaftsordnung wurzelt. Der größte Teil der Bevölkerung hat für immer damit abgeschlossen, hat sich für immer von ihrem Einfluß befreit.

Mit tausend Fäden umgarnen die Anhänger der Kirche und die Sektierer die willensschwachen Menschen. Der Besuch der Kirchen, die Taufe der Kinder, das Feiern von ‚Ostern‘ und ‚Weihnachten‘ oder anderer religiöser Feste — das alles vergiftet das Bewußtsein. Leider gibt es nicht wenig Menschen in unserem Land, die noch an ein Schicksal glauben, an Wahrsagerei, an Talismane und Träume. Diese Menschen verstehen nicht, daß die Religion den Wert der Persönlichkeit erniedrigt, und sie in der Gefangenschaft von Vorurteilen, Sitten und Gebräuchen hält, sie zum Sklaven der Kirche macht und damit sein kulturelles Wachstum stört. Die

Religion erzeugt in dem Menschen die Stimmung der Kraftlosigkeit, Passivität, und sie schläfert die revolutionäre Wachsamkeit ein. Um die antireligiöse Propaganda erfolgreich durchzuführen, müssen vor allem die Jungkommunisten gewappnet sein; denn es genügt nicht, zu erklären: ‚es gibt keinen Gott‘, — man muß es auch beweisen können. Eine besondere Aufmerksamkeit wird deshalb der antireligiösen Erziehung in den Schulen gewidmet. Das reaktionäre Wesen der Religion und ihre Schädlichkeit können und müssen sich die Schüler in den Unterrichtsstunden der Geschichte, Chemie, Physik, Biologie, Geographie und Botanik einprägen.

... Rundfunk, Kino, Druck, Vorträge, Belehrungen — das ganze Arsenal der bolschewistischen Propaganda und Agitation muß systematisch ausgenutzt werden, und zwar noch viel besser als bisher. Dabei ist vor allem darauf zu achten, daß die antireligiöse Propaganda ununterbrochen durchgeführt wird und nicht nur von Fall zu Fall, nicht nur, wie das bei uns bedauerlicherweise geschieht, lediglich um ‚Weihnachten‘ und ‚Ostern‘.

Jeder Vertreter der fortschrittlichen sowjetischen Wissenschaft, jeder Künstler, Schriftsteller, Dramaturg und Dichter kann und muß, indem er an der antireligiösen Arbeit teilnimmt, eine große Hilfe der Partei bei ihrer Umerzie-

hung derjenigen Menschen sein, die noch von dem Gift der Religion infiziert sind.

Man muß den Zustand erreichen, daß alle Bürger der Sowjet-Union verstehen, wie sehr die ‚Aufhebung der Religion als eines illusorischen Glückes des Volkes das Verlangen nach seinem tatsächlichen Glück ist‘ (Karl Marx). Nach dem Glück des Kommunismus, das die endgültige Vernichtung der religiösen Überbleibsel im Bewußtsein der Menschen unserer siegreichen Bewegung in ihrer Zielsetzung beschleunigen wird.”

Russische Menschen erzählen

Der Staatsfeind und die ewige Arbeit

Irgendwo zwischen Zwiahel und Shitomir steht ein junger Mann am Wegesrand und gibt uns schüchterne Zeichen. Wir halten an und nehmen ihn mit. Er ist 21 Jahre alt und heißt Nikolai Wladimir Shimansky. Von seinen 21 Jahren hat er bereits drei Jahre und zwei Monate im Gefängnis gesessen. Und das kam so:

Im Sommer 1936 wurden sein Vater, seine Mutter und er selbst wegen staatsfeindlicher Haltung zu Zwangsarbeit nach dem Norden Rußlands verbannt. Die staatsfeindliche Haltung bestand nach seinen Angaben darin, daß sein Vater als Oberhaupt der Familie nicht regelmäßig die Versammlungen der Partei besuchte. Sein Vater starb nach einiger Zeit, seine Mutter kam in ein besonderes Lager für Frauen, und ihm selbst gelang es mit vieler Mühe, zu entfliehen und sich auf abenteuerliche Art und Weise langsam bis in die Gegend seines Dorfes durchzuschlagen. Seine Schwester hielt ihn dort verborgen, aber eines Tages wurde er trotzdem entdeckt und sofort eingesperrt. Das war vor drei Jahren und etwa sechs Monaten.

Während der ganzen Zeit klopfte er Steine oder verrichtete andere schwere Straßenarbeiten am Bau der von mir schon einmal erwähnten Verbindung Lemberg-Kiew. Die reine Arbeitszeit betrug täglich zehn Stunden. Irgendwelchen Lohn erhielt er nicht, sondern nur Verpflegung. Diese Verpflegung blieb jahraus, jahrein, ohne Rücksicht auf die ändernden Witterungsverhältnisse, die gleiche und betrug bei hundertprozentiger Arbeitsleistung 1000 Gramm Brot, 75 Gramm Fleisch, 25 Gramm Zucker und 12 Gramm Fett täglich. Die 12 Gramm Fett wurden der Suppe beigemischt.

In diesem Zusammenhang kann vielleicht gleich erwähnt werden, daß die bolschewistische Woche — den Begriff der Woche als solche gibt es überhaupt nicht — zehn Tage zählt. Weil der Sonntag im Prinzip eine religiöse Einrichtung ist, haben ihn die Kommunisten abgeschafft und durch einen „Ausgangstag“ ersetzt. Dieser Ausgangstag ist aber nicht etwa für ganz Rußland als allgemeiner Ausgangstag festgelegt, sondern er wird dem Arbeiter und der Arbeiterin unter Berücksichtigung der Notwendigkeiten eines Betriebes vorgeschrieben.

Mit diesem System wird praktisch ein Zustand „ewiger Arbeit“ geschaffen. Tag und Nacht laufen die Maschinen, Tag und Nacht stecken die Menschen im Arbeitskleid. Jeder Betrieb gibt täglich einfach eine gewisse Anzahl von Arbeitskräften frei, aber im allgemeinen

nie mehr als neun bis zehn Prozent, so daß die Fabrik jahraus, jahrein auf gleichen Touren weiterläuft.

Es liegt ganz in der Hand des Kolchos- oder Sowchosleiters, wann er im Interesse seiner Gemeinde oder seiner Fabrik den Leuten freigeben will. Es fällt den einzelnen Genossen Betriebsleitern gar nicht ein, menschliche Rücksichten walten zu lassen. Das können sie auch gar nicht, weil ja die Direktiven von oben kommen. Auch der Genosse Direktor ist diesen Gesetzen unterworfen und auch er hat — wenigstens theoretisch — nur seinen gewöhnlichen Ausgangstag.

Es ist verständlich, wenn unter diesen Umständen Zustände geschaffen wurden, die das gesamte Familienleben auseinanderreißen. Ich habe mit Männern und Frauen gesprochen, die in langen Jahren nicht einmal einen einzigen Tag mit ihrem Gatten zusammenlebten. Immer war der Ausgangstag des Mannes anders angesetzt als der seiner Frau. Wenn möglich auch noch anders als der des Sohnes, der Tochter oder aller Kinder zusammen. Sehen konnten sie sich nur am Abend und in der Nacht. Die von den einzelnen Personen gestellten Ansuchen mit der Bitte, diesem Zustand ein Ende zu setzen und den Ausgangstag aus familiären Gründen um einen oder zwei Tage vor oder zurück zu verlegen, wurden von den zuständigen Stellen nur in den wenigsten Fällen berücksichtigt.

Im Spielwarengeschäft

Bei einem Gang durch die Stadt komme ich an einer vollkommen verlotterten Kirche vorbei und sehe, wie sich die Menschen hineindrängen. Zwar hatten ihr die Bolschewisten, wie seinerzeit in Griechenland die Katholiken die Minaretts, die Türme abgeschlagen, und große Flächen fehlenden Verputzes ließen den blanken, roten Ziegelstein im Gemäuer erkennen. Aber trotz dieser Verlotterung war und blieb der Rest eben doch eine Kirche. Am ersten Tag nach dem Einmarsch der Deutschen ist sie wieder geöffnet worden und regelmäßig finden die Gottesdienste statt.

Etwas später gehe ich blindlings in einen Laden und schaue nach, was es zu kaufen gibt. Es ist ein Spielwarengeschäft und überall sehe ich Schlittschuhe, Schachbrette, Rechenmaschinen und kleine, aus Holz geschnitzte und primitiv mit grellen Farben bemalte Kühe, Schweine und Schafe herum liegen. In einem großen Glaskasten sind Hunderte von kleinen Pilzen aus Pappe, Hunderte von Blumen und Blümchen. Ich kann mir nicht vorstellen, was das bedeutet, und bitte meinen Dolmetscher, der Verkäuferin eine entsprechende Frage zu stellen.

Was wir hier sehen, das ist Christbaumschmuck, richtiger Christbaumschmuck. Im letzten Jahr, so meint die Frau, kurz nachdem ein Teil von Polen durch die Rote Armee be-

setzt wurde, hätten die Bolschewisten plötzlich die Erlaubnis gegeben, während der Weihnachtsfeiertage einen Christbaum anzustecken. Vorher war das Feiern dieses Festes untersagt. Aber weil es kein Lametta gab und keine Sterne und nichts von all den anderen Dingen, die man früher zum Schmücken eines solchen Baumes verwendet hat, ist man auf die Idee gekommen, andere Sachen an seine Äste zu hängen.

Wir kommen in ein Gespräch und plötzlich spricht die Frau die deutsche Sprache. Sie spricht sie gut, aber unsicher. Wo sie sie gelernt habe, will ich wissen? Nein, sie hat sie nicht gelernt, aber schon 25 Jahre lang nicht mehr gesprochen. Sie war verboten. Die Frau ist das Enkelkind eines aus dem Rheinland eingewanderten Deutschen und meint, zu Hause habe sie während ihrer Kindheit fast nur deutsch gesprochen. Diese Frau kommt mir gelegen, nun kann ich einmal fragen, was ich will. Ich lasse mir aus ihrem Leben unter der Zeit des Bolschewismus erzählen und erfahre interessante Dinge. Jahre hindurch war sie die Leiterin dieses staatlichen Spielwarengeschäftes und verdiente monatlich 260 Rubel. Eine andere, jüngere Kraft, die aber auch schon fast drei Jahre da ist, erhielt nur 160 Rubel. Sie steht während unseres Gesprächs daneben und kratzt sich andauernd mit zwei Fingern an einer bestimmten Stelle hinter dem Ohr.

Die Deutschen haben das Geschäft gelassen, wie es war, aber sie haben die Gehälter um Bedeutendes erhöht. Die Filialleiterin verdient jetzt 500 Rubel, und der Lohn des Mädchens stieg von 160 gleich auf 400 Rubel.

Ich frage sie, ob sie verheiratet ist. „Ja“, antwortet sie, „aber mein Mann ist schon 1934 verschleppt worden und ich habe nie wieder Nachricht von ihm erhalten. Auch meine alte Mutter war plötzlich nicht mehr da.“

Ich finde die Frau leidlich gut angezogen und sage ihr das. Sie aber meint, ich würde mich täuschen. Ich könnte nur nicht sehen, daß sie barfuß in ihren Stiefeln stehe. Strümpfe, stellt sie fest, überhaupt Textilien jeder Art seien eine Seltenheit. Wenn irgendetwas von diesen kostbaren Dingen je in die Stadt hereinkam, war es notwendig, sich stundenlang anzustellen. Manchmal sogar Tag und Nacht, und das schon seit Jahren. Es war nur möglich, etwas zu erhalten, wenn man zu den Vordersten gehörte.

So ist es auch mit den einfachsten Dingen des Lebens gewesen, z. B. mit Brot. Und das in einer Stadt, die rings umgeben ist mit den fruchtbarsten Getreidefeldern des Landes. Zwei Kilo Brot waren jeweils das Maximum, was in einer Bäckerei gekauft werden konnte. Ganz gleich, ob damit eine Familie von zwei oder drei oder von acht Köpfen zu ernähren war. Durchschnittlich warteten diese Menschen zwei bis drei Stunden, bis sie endlich an die Reihe kamen.

Und niemand wußte, woher die Zeit nehmen, denn tagsüber belegte ja der Staat die Arbeitskraft mit Beschlag. Am besten ging es in dieser Hinsicht den Familien mit vielen Kindern. Die schickten an alle Brotverkaufsstellen ihre Knaben und Mädchen und alle kamen nach Stunden mit Brot nach Hause. Diese Methode des Einkaufens war interessanterweise erlaubt, obwohl es, wie gesagt, unmöglich war, bei einer Verkaufsstelle unter Hinweis auf die zahlreiche Familie mehr als zwei Kilo Brot zu erhalten.

Die Frau meinte, die gesamte bolschewistische Wirtschaft sei mit Ausnahme der Rüstungsindustrie nur Theorie gewesen. Aber das wüßte sie auch erst seit dem Ausbruch des deutsch-russischen Krieges. Immer habe man nur so viel Ware gegeben und so viel gezeigt, daß niemand sagen konnte, es gäbe nichts.

Plötzlich spreche ich von Seidenstrümpfen für Damen. Weil ich um mich herum auf einmal viele Frauen sehe, die alle neugierig herhören, ohne etwas zu verstehen und weil mir bei dieser Gelegenheit auffällt, daß ich in Rußland noch keine Frau mit Seidenstrümpfen gesehen habe. Sie sagt mir, so etwas existiere praktisch nicht. Sie müßten froh sein, wenn es andere Strümpfe gebe. Solche Dinger aus Seide seien zwar billig, aber auch so selten, daß sie in den letzten vier Jahren genau zwei Paare kaufen konnte. So verhalte es sich auch mit andern Textilien. Alles, was sie besitze, habe sie, wie die meisten andern

Menschen, über den Schleichhandel und durch Tauschgeschäfte erstanden. Wenn man etwas zu tauschen hatte, konnte eine Frau manchmal sogar einen Pelzmantel einhandeln. Alle diese Dinge kämen aber sehr teuer zu stehen. Das mit dem Pelzmantel betonte sie deshalb, weil ich vorher meinte, ich hätte Frauen gesehen, die welche tragen, und ich könnte mir nicht vorstellen, wie sie sich bei solchen Löhnen und Gehältern ein so wertvolles Stück hätten anschaffen können.

Zum Schlusse unserer Unterhaltung sprechen wir von Politik. Ich möchte wissen, was sie im Verlaufe der verschiedenen Entwicklungen des deutsch-russischen Verhältnisses, von dem ursprünglichen Haß bis zum Bündnis und dem schließlichen Ausbruch des Krieges, gedacht hat. Anscheinend konnte sie nie viel Interesse für die Politik aufbringen. Vor allen Dingen nicht mehr, seitdem ihr Mann plötzlich verschwunden war. Immerhin hatte sie den Eindruck gewonnen, durch den Abschluß des Vertrages von Moskau habe sich das Verhältnis zwischen den beiden Staaten gebessert. Die Zeitungen stellten sofort die Hetzereien gegen das Reich ein. Später beobachtete sie aber, daß die feindliche Einstellung gegen Deutschland innerhalb der bolschewistischen Zellen, in der Fabrik und bei den Parteiversammlungen trotzdem kein Ende fand. Die untergeordneten, aber mächtigen Politiker in den Ortschaften und Städten gaben sich keine Mühe, der Bevölkerung das neue Ver-

hältnis zwischen Rußland und dem Reich klarzulegen. Was die bekannten Moskauer Zeitungen „Prawda“ und „Iswestja“ schrieben, war alles nur Attrappe, denn schon nach wenigen Wochen stellte sich heraus, daß die vielen unbekannten Provinzzeitungen in ihrem alten Tone weiter polemisierten. Ganz schlimm wurde es nach ihrer Ansicht anlässlich des Besuches von Molotow in Berlin. Im Verlaufe der sich daran anschließenden Entwicklung war in der Tendenz der Propaganda gegenüber Deutschland kein Unterschied mehr im Vergleich zu der Zeit vor dem Paktabschluß erkennbar.

In diesem Zeitraum, so meinte die Frau, habe sich unter der breiten Masse der Bevölkerung zum ersten Male das feste Gefühl eines bevorstehenden Krieges mit dem Reich verbreitet.

„Nun haben wir diesen Krieg“, sagt sie abschließend, und bemerkt besonders, daß alle Leute in Shitomir dem Ablauf dieser Entwicklung dankbar sind. „Wissen Sie, es konnte nicht mehr so weiter gehen. Immer diese Angst um das Leben, und immer diese Sorgen um das tägliche Brot. Ich weiß nicht, ob es unter den Deutschen besser wird. Das muß man erst noch abwarten. Ich weiß vor allem nicht, ob die Deutschen auch dableiben werden. Aber ich weiß, daß für uns auf irgendeine Weise ein neues Leben begonnen hat. Und das ist schön, wenn man den Glauben an eine Änderung des alten Zustandes schon längst verloren hatte.“

Die ersten Stunden in Kiew

Die Stadt am Abend

Wir sehen Gefangene. Sie arbeiten, und heiß scheint die Sonne. Aber alle tragen Mantel und Mütze, und alle haben den Brotsack umgehängt. Weshalb? Warum? Der russische Soldat legt nichts ab, gibt nichts von sich, weil es sonst sofort ein anderer nimmt. Sonderbar ist, was ich schon oft gesehen habe: es macht nicht einmal etwas aus, wenn der Bestohlene den Dieb ertappt. Das ist noch lange kein Grund zur Reue, kein Grund, den Gegenstand zurückzugeben. Was der eine sich einmal angeeignet hat, kann ihm vom anderen nur mehr mit Hinterlist und Schläue oder mit Gewalt entrissen werden.

Deshalb diese dauernden, für unsere Begriffe tragischen Streite um ein altes Stück Brot oder eine verlauste, dreckige Mütze, die irgendwo auf der Straße liegt. Deshalb die ständigen Tötlichkeiten, die manchmal sogar, wenn das Essen verteilt wird, mit Totschlag enden. Kein Wunder, wenn unter diesen Voraussetzungen kleine Arbeitsgruppen von Gefangenen unter einer militärischen Aufsicht arbeiten, die doppelt und dreifach so stark ist, wie ich sie in andern Ländern gesehen habe.

Nach stundenlanger Fahrt kommen wir auf einmal in die Nähe von Kiew und durchfahren ein Waldstück von etwa 15 Kilometer Länge. Alte, villenartige, aber zum Teil zerfallene Häuser aus der zaristischen Zeit stehen immer dichter nebeneinander unter Bäumen und zwischen leichtem Gehölz. Beinahe habe ich das Gefühl, als fahre ich durch eine breite Straße im Grunewald bei Berlin.

Der Verkehr nimmt zu, und plötzlich liegt neben der Straße die Trambahnlinie. Die Oberleitungen sind schon wieder in Ordnung. Dort, wo der Wald aufhört, versperrt eine gesprengte Brücke den Weg, und deshalb traversieren wir den kleinen Fluß an einer seichten Stelle. Mitglieder der Organisation Todt arbeiten an der Herstellung eines neuen Überganges. Hintereinander stehen weiter vorne etwa ein halbes Dutzend riesiger, unfertiger Neubauten. Ich glaube, es sind Kasernen. Die roten, aus Backstein erstellten Blocks sind noch nicht einmal mit einem Maueranstrich übertüncht.

Auf der Straße wimmelt es von Flüchtlingen. Es ist dasselbe Bild, das ich in Spanien gesehen habe, in Jugoslawien und Griechenland. Bauern, mit kleinen, von Pferden gezogenen Karren, die voll beladen sind mit kleinen Kindern, mit Matratzen, Geschirr und anderen Habseligkeiten.

Vor uns liegt Kiew im Glanze der eben untergehenden Sonne. Kiew, die heilige Stadt der tau-

send goldenen Kuppeln. Nur sind die Kuppeln nicht mehr goldig, das war einmal in alten Zeiten, aber wie ich sehe, sind sie doch wenigstens noch übriggeblieben. Ob es alle sind, das weiß ich nicht.

Es ist fünf Uhr nachmittags und bald wird es finster werden. Die ersten Barrikaden liegen quer über den Zugängen zur Stadt. Riesige spanische Reiter, aus eisernen T-Balken zusammengeschweißt, stehen beiseite geräumt durcheinander. Kleine Kinder turnen an ihnen herum. Nun kommen wir in eine Vorstadt. Irgendwo hängt eine Uhr, und ich wundere mich, daß sie auf die Minute genau die Zeit anzeigt. Ein gewaltiges Verwaltungsgebäude ragt inmitten ärmlicher Häuser aus Holz oder Stein in die Höhe. An seinen Wänden sind Lautsprecher angebracht und quer über die Fassade steht in russischen Lettern eine große Inschrift, die ich nicht lesen kann. Über dem Gebäude weht die deutsche Fahne.

Die Straße geht über in einen Boulevard. Er ist schlecht und unregelmäßig geschottert. Es gibt viele Schlaglöcher, und die Straßenbahngeleise sind vor allem in den Kurven vollkommen ausgefahren. Eine verlassene Trambahn steht da. An ihrer Vorderfront glänzt, aus Metall erstellt, ein Sowjetstern, in den hinein der Scheinwerfer montiert ist. — Plötzlich fährt vor uns ein Totenwagen. Er sieht aus wie bei uns. Vier Menschen gehen hinter ihm her. Ein

Mädchen weint. Wieder folgt ein Totenwagen. Ein unangenehmes Gefühl beschleicht mich in dieser Gegend.

Kampfspuren sind nirgends zu erkennen. Nur überall sehr viel Schmutz und Unordnung. Wie das so bei einer Stadt ist, die erst vor kurzem erobert wurde. Immer häufiger werden die Barrikaden. Aus Eisenteilen, aus Beton, Steinen, Sandsäcken und anderem Material sind sie zusammengestellt. Nutzlos, zwecklos. Gras und unregelmäßig angepflanzte Sträucher teilen den Boulevard in zwei Hälften. Was man da machen wollte, war wohl der Versuch, eine Anlage zu pflanzen. Dazwischen stehen in krummer Linie hintereinander jung angepflanzte Bäume. Man hätte sie auch regelmäßiger in den Boden stellen können. Ich meine das wenigstens. Noch etwas fällt mir auf in dieser Prachtstraße: Die Stromleitungen hängen sehr tief und die Leitungsmasten bestehen aus primitiven Baumstämmen, die in der Höhe differieren und manchmal nicht einmal gerade sind.

Wir klopfen an

Die Wagen halten an und die Herren Leiter unserer Expedition verschwinden auf längere Zeit, um für uns Quartiere zu besorgen. Wir sind allein. Blindlings gehe ich mit meinem Dolmetscher in ein Haus und besuche dort die erste beste Wohnung.

Wir klopfen einmal und hören ein schlürfendes, leises Geräusch. Wir klopfen noch einmal und wieder bleibt alles still. Niemand öffnet. Es muß aber jemand da sein. Nun ein drittes Mal, anhaltend und stark.

Da kommt eine Frau. Vorsichtig öffnet sie die Türe, und ehe wir etwas sagen können, spricht sie schnell, betuernd und mit erhobenen Händen: „Nein, nein, wir haben niemanden versteckt.“

Was ist denn da los? „Das interessiert uns auch gar nicht“, meint mein Dolmetscher. „Wir möchten nur Ihre Wohnung sehen.“

„Wohnung sehen, Wohnung sehen“, murmelt die Alte zweimal vor sich hin und schaut uns dabei so mißtrauisch an, wie mich noch nie jemand angeblickt hat. Und das will etwas heißen bei einem Journalisten.

„Ja, wir möchten Ihre Wohnung sehen“, fährt mein Vertrauensmann fort, „dieser Herr hier, das ist ein ausländischer Journalist, ein Schweizer.“

„Ein ausländischer Journalist, ein Schweizer“, wiederholt sie wiederum jedes Wort und fährt dann fort: „Das ist wohl ein Mann, der in die Zeitungen schreibt . . . und er kommt wohl vom Völkerbund“, stellt sie, auf einmal vertraulicher werdend, fest, als sie sieht, wie wir lachen.

So weit also hat der Völkerbund uns Schweizer zu Ehren gebracht. Man verwechselt schon die Begriffe. Wenigstens in Rußland.

Wir klären die alte Dame auf und bitten sie noch einmal, ihre Wohnung sehen zu dürfen . . . „Wir möchten darüber schreiben.“

„So, hm“, hören wir wieder ein Gemurmel, und dann zum zweiten Mal dieses ängstliche: „Sie glauben doch nicht, daß ich jemand versteckt halte? Und außerdem, es geht schwer, nein, es geht gar nicht, meine Tochter ist krank und liegt im Bett.“

Aber wir lassen nicht locker. Ein Stück Wurst und etwas Brot wirken Wunder, und schon stehen wir in einem Zimmer mit den Ausmaßen von etwa drei zu vier Metern. Es ist eine Sous-Sol-Wohnung, und nur ein oberes Fenster reicht hinauf gegen die Straße. Die Luft im Raume ist muffig und schwer. Eine rauchende Petroleumlampe steht auf einem Tisch und wirft schales Licht auf das blasse Gesicht einer verängstigt in ihrem Bette liegenden jungen Frau. Man muß kein Arzt sein, um hier Schwindsucht in ihrem letzten Stadium zu konstatieren.

Es gibt noch ein Bett, zwei Stühle und eine Kommode. Ein Schrank steht direkt vor der Türe und ist, damit sie sich noch halb öffnen läßt, mehr als einen halben Meter weit in das Zimmer hineingestellt.

Die Frau erzählt, sie wohne hier seit 16 Jahren. Ihr Mann war Beisitzer im Kirchenrat der

Sophienkirche und wurde 1936 im Anschluß an eine geheim gehaltene, aber entdeckte Kirchenratssitzung nach Sibirien verbannt. Seit dieser Zeit hat sie zweimal Post von ihm erhalten. Die alte Frau arbeitete bis zum Ausbruch des Krieges in einer Holzfabrik für einen Lohn von monatlich 150 Rubel, und die Tochter als Büroangestellte im Telefonamt mit einem Gehalt von 250 Rubel. Diese insgesamt 400 Rubel entsprechen dem Gegenwert von 40 Mark. Natürlich war damals die Kaufkraft des Rubels wesentlich höher als jetzt.

Das heute gültige Verhältnis von eins zu zehn ist im übrigen nicht nur rigoros von den Deutschen festgesetzt worden. Der Kurs war schon vorher von den Sowjets anerkannt, und Volksdeutsche, die während der kurzen Zeit der russisch-deutschen Freundschaft Gelegenheit hatten, sich aus dem Reich Geld überweisen zu lassen, erhielten stets diesen Kurs verrechnet. Wahrscheinlich ist es eine Art Registerrubel, die ihr Pendant in der Registermark findet.

Eine „schöne, große“ Wohnung

Als wir die Familie verlassen, spricht uns auf der Straße eine ältere Dame an und fragt mich auf französisch, ob ich Deutscher sei. Ich erkläre ihr, ich sei Schweizer.

„So“, meint sie, „Schweizer sind Sie, darüber freue ich mich besonders. Wissen Sie, ich habe

mein Französisch in einem Internat bei Neuchâtel gelernt. Das ist aber schon lange her, als mein Vater unter dem Zarismus noch Eigentümer der Trikotagenfabrik war, in der ich bis zum Ausbruch dieses Krieges als Arbeiterin mein Leben verdiente. Ja, ja, seit jener Zeit hat sich viel geändert. Glauben Sie, daß es jetzt wieder besser wird?“ — Ich kann ihr darauf keine bindende Antwort geben und frage sie, wie sie nun lebe.

Die Frau wird sentimental, als sie widerspricht: „Ach, das ist seit bald zehn Jahren immer dasselbe. Als mich der Staat in den ehemaligen Betrieb meines Vaters steckte, erhielt ich 250 Rubel. Aber mit zunehmendem Alter drückte er mein Monatsgehalt herunter bis auf 200. Ich konnte mit diesem Gelde nicht gut leben, denn Kiew ist eine Großstadt, und alles ist deshalb sehr teuer. Aber hin und wieder schenkten mir Verwandte etwas zum Essen, so daß ich mir im Jahre bis zu 300 Rubel ersparen konnte. Damit kaufte ich mir Kleider.“

Ich frage sie, was die Schuhe kosten, die sie trägt, und sie meint, 45 Rubel. Den Mantel, den die alte Dame anhat, besitzt sie angeblich seit 14 Jahren. Links und rechts auf den Ärmeln hat sie, in der Höhe der Ellbogen, je einen Streifen braungefärbten Hasenpelz aufgenäht. Einen Streifen von etwa fünf Zentimeter Breite und fünfzehn Zentimeter Länge. Das Ganze kommt mir so neu vor, daß ich denke, der Mantel ist

gar nicht vierzehn Jahre alt. Sie zeigt mir aber sofort, daß sie diese beiden Stückchen Pelz, die zusammen 60 Rubel gekostet haben, nur deshalb aufnähte, weil die Ellbogen vollkommen durchgescheuert sind.

Was ich nachher sehe, ist wert, erzählt zu werden. Auch diese alte Dame bat ich um die Erlaubnis, ihre Wohnung besichtigen zu dürfen. Auch sie war skeptisch, aber gab nach einigem Drängen nach. Ihr Zimmer, ihre „Wohnung“ ist genau quadratisch und hat ein Ausmaß von 2,5 zu 2,5 Meter. Dafür bezahlt sie eine monatliche Miete von 25 Rubel. Obwohl ich erschüttert bin, verharret die Dame auf ihrem Standpunkt, daß sie ein sehr schönes Zimmer habe. Nachdem sie nämlich schon so alt sei, besitze sie gar keinen Anspruch mehr auf eine solche „Wohnung“. Sie meint, ihre Nachbarin lebe viel weniger gut, obwohl sie eingestehen müsse, daß diese auch nur 12 Rubel und 50 Kopeken Miete bezahle.

Diese Nachbarin ist 30 Jahre alt, aber leider nicht zu Hause. Trotzdem werfe ich einen Blick in die unabgesperrte und nur durch eine Tür von dem Raum der älteren Dame getrennte Wohnung. Das Zimmer hat die Größe eines schmalen Badezimmers und ist etwa drei Meter lang. Neben einem schmalen Bett stehen dort nur ein Tisch und zwei Stühle, keine Kommode, kein Schrank, nichts, gar nichts. Ich frage, wo denn die Nachbarin ihre Kleider hätte, und die

alte Dame deutet . . . unter das Bett. Unter diesem Bett stehen auch etwas Kochgeschirr, einige Teller und Tassen und ein kleiner Spirituskocher.

Während wir die Treppe hinuntergehen, wendet sich das Gespräch ganz allgemein dem Problem der Wohnungsfrage zu, und ich erfahre, daß die Not in dieser Hinsicht sehr groß ist. Das habe sich vor allem auf die Preise ausgewirkt, und wer in der letzten Zeit ein neues Zimmer suchte, habe bis zu 100 Rubel bezahlen müssen.

„Wissen Sie“, meinte die alte Russin abschließend, „wir sind arme Leute, aber es gibt auch sehr viel Reiche, die haben sogar Wohnungen mit zwei und drei Zimmern.“ —

Wohnungen mit zwei und drei Zimmern! Das ist für diese alte Frau aus Kiew der Inbegriff des Reichtums!

Hotel Kiew

Auf dem Weg in unsere Quartiere besuchen wir im Vorbeifahren auf eine halbe Stunde den stellvertretenden Bürgermeister von Kiew. Er ist wie fast alle anderen Verwaltungsbeamten Ukrainer und schätzungsweise 37 Jahre alt. Er erzählt uns, die städtische Verwaltung bestehe aus zehn Abteilungen, die alle Bedürfnisse der Wirtschaft, des Gewerbes, der Industrie und der Kultur umfassen. Ihre Hauptarbeit sei zur Zeit darauf gerichtet, die Beschaffung von Lebens-

mitteln für die Bevölkerung sicher zu stellen. Dieses Problem sei sehr groß und schwierig, aber die Hindernisse lägen weniger am Fehlen von Lebensmitteln als an dem Mangel von Transportmöglichkeiten. Die Russen haben vor ihrem Abzug überall alles zerstört, so daß die Lösung der Frage wesentlich von der Unterstützung abhängt, welche die Wehrmacht den Behörden durch das Zurverfügungstellen von Lastwagen zu gewähren in der Lage ist.

Der stellvertretende Bürgermeister erwähnt die großen Schwierigkeiten, die sich einer befriedigenden Arbeit der verschiedenen Ämter in den Weg legen. Rein administrativ wäre es zum Beispiel fast unmöglich, einen richtigen Kontakt untereinander aufrecht zu erhalten. Das komme daher, weil die verschiedenen städtischen Abteilungen dauernd gezwungen sind, sich neue Büroräume zu suchen. Allein seine eigene Verwaltung sei in den letzten zwei Wochen dreimal umgezogen, weil sich immer herausgestellt habe, daß in den Häusern Zeitminen eingebaut waren.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich aus dem Fehlen geschulter Arbeitskräfte. Bis zum letzten Mann haben die Russen auf ihrer Flucht die Facharbeiter mitgenommen. Außerdem hätten die Bolschewisten seit ihrer Herrschaft aus der Ukraine heraus an die zehn Millionen Menschen nach Sibirien verbannt und damit vor allem die Intelligenzschicht ausgerottet. Es sei deshalb für

ihn sehr schwer, zuverlässige Mitarbeiter zu finden.

Abschließend sprachen wir über die Schulverhältnisse in Kiew und ich erfuhr, daß die Stadt zur Zeit des Bolschewismus 162 Schulen unterhalten hatte. Die Gebäude sind fast alle unzerstört, und die ukrainischen Lehrkräfte sind alle dageblieben. Nur die russischen Lehrer haben die Flucht ergriffen. Weil aber die Bevölkerung der Stadt und damit auch die der schulpflichtigen Kinder um 50 Prozent von 800,000 auf rund 400,000 Einwohner gesunken ist, genügen die vorhandenen Lehrer, um den Schulbetrieb in der Hälfte der vorhandenen Gebäude in vollem Umfange aufrecht zu erhalten.

Dieser Rückgang der Bevölkerung veranlaßte mich, das Judenproblem anzuschneiden. Der stellvertretende Bürgermeister verließ der Meinung Ausdruck, nach einer Sowjetstatistik seien 42 Prozent der Bevölkerung von Kiew Israeliten gewesen. Von diesen 42 Prozent, die alle geflüchtet seien, werde keiner mehr zurückkehren, sodaß angenommen werden dürfe, daß die Einwohnerzahl der Stadt unter Berücksichtigung von etwa 10 Prozent anderer Elemente, die geflohen waren und gelegentlich wieder auftauchen, in den nächsten Jahren kaum mehr als eine halbe Million Menschen zählen werde.

Auf der Straße ist es schon finster. Kein Licht, außer dem der Taschenlampen und den abgedunkelten Scheinwerfern vorbeifahrender Autos,

erlaubt eine Orientierung in der fremden Stadt. Nurmehr sehr wenige Menschen sind zu sehen. Niemand darf sich nach acht Uhr ohne besonderen Ausweis auf der Straße blicken lassen.

Etwa zehn Minuten fahren wir durch die Häuserreihen und halten dann vor einem schönen, großen Hotel. Es gibt sogar elektrisches Licht. Ein deutscher Gefreiter steht in der Portierloge und spielt den Herrn Direktor und Empfangschef. Über seinem Haupte hängt an der Wand ein Transparent: „Hotel rotes Kiew“. „Rotes“ ist mit Kreide zweimal dick durchgestrichen und so heißt es jetzt eben „Hotel Kiew“.

Überall im Treppenhaus und in den Gängen riecht es noch beizend scharf nach chemischen Mitteln. Drei Tage war das Hotel geschlossen. Im Auftrage der Wehrmacht. Und im Interesse der Reinlichkeit. Wegen der Wanzen!

Ich gehe in mein Zimmer im sechsten Stock. Höher ging es nicht mehr und das war schade. Weil es eine Freude ist, zwei Koffer, Schreibmaschine und Decken so hoch hinaufzuschleppen. Der Aufzug funktioniert natürlich nicht.

Mein Zimmer ist schön und groß. Es gibt sogar fließendes Wasser. Nur muß man es vorher in das Reservoir gießen, das unsichtbar hinter dem Spiegel über dem Waschbecken angebracht ist. Sonst gibt es keines. — Das habe ich aber erst am nächsten Morgen gemerkt, als ich stolz und zufrieden war auf den dicken, flaumigen

Rasierschaum auf meinem Gesicht. So weit hatte der Vorrat noch gereicht.

Also mein Zimmer ist schön und groß. Vor allem hoch. Ich schätze an die fünf Meter und zerbreche mir den Kopf, weshalb das sein muß. Es ist auch tapeziert und oben an der Decke gibt es viele Malereien in Gold und Silber, lauter kleine Sowjetsternchen. Und in der Mitte einen großen, roten. Ich finde das sehr geschmackvoll.

Neben dem Bett sind zwei Knöpfe und ein Steckkontakt. Wenn man dort einen Radiokopfhörer anschließt und auf den einen Knopf drückt, hört man den Sender Moskau. Das ist in allen Zimmern so. Der andere Knopf gibt das Zeichen für die Genossin Etagenmädchen. Es ist also alles neben dem Bett, nur kein Knopf für das Licht. Der ist auf der andern Seite der Türe und man muß aufstehen, um ihn zu bedienen.

Als ich ein wenig später in die Halle hinunterkomme, verhandeln die japanischen Kollegen gemeinsam mit dem Herrn Gefreiten-Direktor. Einer von ihnen hat bei Gott seinen Koffer wieder hinuntergeschleppt, und nun zeigt er ihn hoherhoben dem Soldaten und deutet auf die vielen bunten Papierchen der Hotels aus aller Herren Ländern.

„Ach, das ist ein Kofferzettel“, sagt der Gefreite und steckt einen Bleistift hinter das Ohr.

„Nein“, meint er dann überzeugt, „so etwas haben wir nicht.“ —

Was diese Japaner doch für Sorgen haben!

Sowjet-Rußland spricht über den Bau seiner „schönen Welt“

Wer die in allen Sprachen erscheinenden — oder besser gesagt, bis vor kurzem noch erschienenen — roten „Illustrierten Blätter“ las, konnte feststellen, daß ein Hauptteil der kommunistischen Propaganda darin besteht, die Zustände Sowjet-Rußlands in den Himmel zu heben. Wenn ein naiver Leser diese Bilder sieht, die Arbeiterwohnungen, die Clubs und hygienischen Arbeitsplätze, dann könnte er immerhin glauben, daß die Sowjets dem Arbeiter das Paradies auf Erden gebracht haben. Die gleichen Eindrücke geben manche derjenigen Rußlandreisenden, die acht Tage lang, von den Sowjets verwöhnt, die sozialen Einrichtungen studieren durften, in ihren Veröffentlichungen wieder. In Wirklichkeit sind sie genau so in die Irre geleitet worden, wie die Leser der Illustrierten. Ich habe das mit eigenen Augen gesehen. Was die Bolschewiken diesen Studienreisenden zeigten und womit sie Propaganda treiben, ist Staffage. Es gibt zwar einzelne Musterfabriken mit Muster-Siedelungen, die mit größtem Geldaufwand errichtet wurden, aber bereits jetzt gehen auch sie unter den elenden Verhältnissen

einem raschen Verfall entgegen. Dazu darf man etwas nicht vergessen: auf eines dieser Paradewerke, in dem es die Arbeiter einigermaßen gut haben, kommen Hunderte von Fabriken, in denen sie unter den furchtbarsten sozialen Verhältnissen arbeiten und leben müssen.

Es ist schon viel Phantasie notwendig, um sich die entsetzlichen Zustände, wie ich sie in Kiew und anderswo gesehen habe, in all ihren Folgen vorstellen zu können. Es kommt noch dazu, daß die schon jahrelang dauernde Unterernährung und öfters auftretende regelrechte Hungersnot Schmutz und Krankheiten in unübersehbarem Ausmaß mit sich bringen. Es ist keine Frage, das gesamte Elend in Rußland wird durch den fürchterlichen Mangel an „Wohnfläche“ außerordentlich verschärft. Zahllose Arbeiter hausen wie Ratten oder Kaninchen in elenden Löchern, und selbst die neuerrichteten Häuser geraten oft in kürzester Zeit wegen nahezu unglaublicher Überfüllung in einen vollkommen verwahrlosten Zustand. In eine „Wohnfläche“, die etwa einem Straßenbahnwagen entspricht, müssen sich drei Arbeiterfamilien teilen. Natürlich ist an ein menschenwürdiges Dasein unter diesen Umständen nicht zu denken.

Die Russen sind sehr stolz auf ihre Fortschritte im Wohnbauwesen. Es geht dies aus einem Artikel der „Prawda“ hervor, der voll-Genugtuung verkündet, „6,5 Millionen Qua-

dratmeter Wohnfläche für 1,083 Millionen Menschen zur Benutzung abgegeben". Die „Prawda" hat nicht gemerkt, wie leicht es möglich ist, dem ganzen russischen Wohnungsbauprogramm aus dieser Angabe einen Strick zu drehen. Denn wer rechnen kann, kommt zu dem Resultat, daß es laut „Prawda" sechs Quadratmeter pro Nase trifft, oder fünf Menschen in einem Zimmer von fünf Meter Länge und sechs Meter Breite zu leben haben. Nach russischen Auffassungen heißt man das einen Fortschritt.

Streng genommen ist es das auch, denn in vielen Städten hat der Einwohner laut bolschewistischen Statistiken „im Mittel" nur drei Quadratmeter zu beanspruchen und viele müssen sich mit noch weniger begnügen. Dabei darf man nicht vergessen, daß der bolschewistische Begriff der Wohnfläche — der Ausdruck „Wohnung" ist überhaupt unbekannt — in einem einzelnen Raum zusammengedrängt alles das umfaßt, was man in zivilisierten Ländern unter einer Wohnung versteht. Das heißt, weil dieser Raum der einzige dem Einzelnen oder der Familie zur Verfügung stehende ist, muß man dort schlafen, sich waschen, kochen und essen.

Wie muß dann erst das trostlose Elend jener sein, die keine Wohnfläche haben? Es ist maßlos. Ich weiß es, denn ich habe es gesehen. — —

Mit dem Ruf: „Wir wollen Europa überholen" bauen die Bolschewisten mit Vorliebe Riesengebäude, die eine möglichst hohe Zahl

von Stockwerken aufweisen. Seit dem Einmarsch der deutschen Truppen in Rußland sind Aufnahmen dieser modernen „Prunkbauten" in der ganzen Welt bekannt geworden. Was die Bolschewisten mit der Errichtung von solchen Wolkenkratzern bezweckten, ist klar ersichtlich, wenn man eines dieser Gebäude besucht: die Arbeitermassen möglichst eng zusammengedrängt zu halten; überall findet man diese 6—7-stöckigen Wohnkasernen, in denen es mit der Reinlichkeit nicht sehr genau genommen wird. Dadurch, daß es den modernen bolschewistischen Architekten in der Erstellung solcher Riesenbauten an der notwendigen Erfahrung fehlt, gibt es auch kaum eines unter diesen Prachtexemplaren, das nicht irgendwelche bautechnischen Fehler aufweist. Man möge mir das nicht übel nehmen, aber um es zu beweisen, greife ich auf die „Prawda" zurück und gebe einige Veröffentlichungen zum besten, die es mir ersparen, meine eigene Meinung über das bereits Gesagte hinaus wiederzugeben:

„Wie wir erfahren, reicht das Leitungswasser kaum bis zum zweiten Stock und das Trinkwasser bleibt oft für mehrere Stunden überhaupt aus. Das letztere trifft ebenfalls bei der Versorgung mit elektrischem Strom zu." . . .

Oder: „Der Hausblock Nr. 7 in der Brunnenstraße in Moskau beherbergt nicht weniger als 6000 Menschen. Er besteht aus 14 Gebäuden,

hat 300 Wohnungen und etwa 30,000 Quadratmeter Wohnfläche. Im Durchschnitt kommen auf je eine Wohnung 20 Einwohner und jeder Bewohner hat nur fünf Quadratmeter zu beanspruchen. So kann es nicht weitergehen. Die Masse der Arbeiter wohnt in den primitivsten, jeder Beschreibung spottenden Verhältnissen. Es wird nichts repariert. Es gibt kaputte Heizungen, zerbrochene Türen, eingeschlagene Fensterscheiben, verfaulte Fensterrahmen und auch das Dach ist nicht dicht." ...

Oder „Prawda“ vom 20. Februar 1935: „In der Stadt Gorlowka wurde vor kurzem ein großer Häuserblock errichtet. Durch ein Versehen der Konstrukteure ist vergessen worden, Aborte einzubauen. Jetzt steht im Hofe eine widerliche Bude, wohin die Bewohner sich begeben und zuweilen Schlange stehen müssen.“

Vor einem halben Menschenalter sprach Lenin von dem goldenen Zeitalter der Kommune und meinte u. a.: „Die Jugend, die augenblicklich 15 Jahre alt ist, wird in der kommunistischen Gesellschaft erzogen werden und eine neue, schönere Welt aufbauen.“ Wenn er damit die Erziehung der bolschewistischen Jugend durch die Partei gemeint hat, mußte er heute einsehen, daß er sich gewaltig irrte. Und wenn er die Erziehung der neuen russischen Jugend durch die Schule in neue Bahnen gelenkt sehen wollte, so mußte er heute einsehen, daß daraus nicht viel geworden ist.

Nach den letzten statistischen Angaben, soweit sie uns zugänglich sind, wird in überwiegenden Teilen der Schulen Rußlands der Unterricht in drei Schichten durchgeführt, d. h. im Durchschnitt nur etwa drei bis vier Stunden pro Schicht und Tag, so daß zuweilen die Kinder der dritten Schicht bis 11 Uhr abends lernen müssen. Es gibt sogar eine ganze Reihe von Schulen, in denen ununterbrochen, und ohne Berücksichtigung der Ausgehtage, Unterricht erteilt wird. Das kommt wohl deshalb, weil auch die Schule eine staatliche Einrichtung ist, deren Direktor oder Verwalter nach oben hin Rechenschaft ablegen muß, die er mit statistischen Unterlagen zu begründen hat.

Wahrscheinlich erhalten die Direktoren und Verwalter viele Vorschriften und viele Aufgaben, aber nur wenig oder gar kein Geld, um die damit zusammenhängenden Unkosten decken zu können. Nach dem, was wir auf unserer Reise in Erfahrung bringen konnten, sind außerdem diese Direktoren und Verwalter der Schulen, vor allem in den größeren Städten, jeweils sehr stark darauf bedacht, den ihnen zustehenden, sehr niedrig bemessenen Gehalt durch direkte „Zulagen“, die sie aus dem Schulfonds entnehmen, etwas zu erhöhen.

Es ist klar, daß die an und für sich knapp gehaltene Schule unter solchen Zuständen sehr zu leiden hat, denn wenn das Geld fehlt, um die Schule in einem entsprechenden Zustand zu er-

halten, sind die Folgen davon Mißstände, welche die „Prawda« mit folgender Charakteristik kennzeichnete:

„Schmutz, antisanitäre Zustände und Verwahrlosungen sind auf Schritt und Tritt vorzufinden, obgleich die Schulen eigentlich die reinsten und ordentlichsten Anstalten einer Stadt sein müßten. Von Profitgier getrieben, bringen es die Schulverwaltungen zustande, einen Teil der Zimmer für verschiedene Kanzleien zu vermieten, obgleich die Unterrichtsräume gänzlich überfüllt sind ...“

„... Die Schule Nr. 3 mit 2874 Schülern ist eine der größten des Proletarierbezirks in Moskau. Die erste Stufe lernt, statt programmäßig 4 Stunden, täglich nur 3 Stunden, da man des Raum Mangels wegen in drei Schichten arbeitet. Der größte Teil des Lehrpersonals hat übrigens keine Stadtwohnung und muß weit weg von Moskau leben.

Die Schule Nr. 3 kann sich weder eine Zeitung noch eine Zeitschrift halten, noch ist sie überhaupt im Besitz von Fachliteratur für die Lehrer. Diese haben auch keinen Raum, wo sie sich in den Unterrichtspausen erholen können. In der Schule der ersten Stufe ist das Zimmer für Lehrer ein Ort, in welchem die Reserven der Schule, ein Haufen schmutziger Tintenfüßer, Kreide und ähnliches Zeug aufgestapelt liegen. Außerdem sind die Fensterscheiben eingeschlagen. Im gleichen Raum werden auch den Schü-

lern die Frühstücksmarken ausgehändigt. Es herrscht dort Geschwätz, Lärm und Geschrei.“

Der ungeheure Mangel an Büchern in den Sowjet-Schulen hat im Laufe der Zeit zu einer eigentümlichen Strafmaßregelung für die Schüler geführt. Wegen eines Vergehens entzieht man ihnen einfach die Unterrichtsmittel. Erst sehr spät bemühte sich die „Prawda“, hiergegen Stellung zu nehmen. Sie beschreibt in einem Bericht, wie ein Moskauer Schüler zu Hause heftig verprügelt wird, weil er ohne Bücher heimkommt. Als man diesem Schüler Ende Dezember wiederum die Bücher fortnahm, ging er vor Angst gar nicht zu den Eltern, sondern übernachtete bei größter Kälte im Heu, das auf einem Güterbahnhof herumlag.

So wie die Bücher, scheinen auch die Lehrer zu sein. Ihre Zahl ist vollkommen ungenügend und ihr Können im allgemeinen sehr mangelhaft. „Ganz besonders niedrig ist das kulturelle und politische Niveau der Volksschullehrer. Es ist geradezu erschreckend. Man fand z. B. in dem Bericht eines Lehrers, der im Lehrer-Seminar Unterricht gab, 25 Schreibfehler auf einer Seite. Solche Tatsachen gibt es sehr viele.“ (Prawda, 14. 7. 35.)

Es läßt sich aus diesen Angaben ersehen, daß das gesamte Schulsystem des Bolschewismus auf tönernen Füßen steht. Das hat man auch erkannt. Im Laufe der Zeit schaffte man eine ganze Reihe von Verordnungen und Resolu-

tionen ab, die ursprünglich als das einzig Richtige angesehen wurden, deren nachherige verheerende Auswirkung jedoch nicht übersehen werden konnte.

Fünfmal, nämlich in den Jahren 1923, 1927, 1930, 1932 und 1934, wurde der Lehrplan vollkommen neu gestaltet, indem man jedesmal den vorherigen als schädlich verwarf. Letzten Endes kam eine Verfügung heraus, die das „Experimentieren“ mit den Kindern und die Einführung „neuer Erziehungsmethoden“ streng verbot. Reumütig griff man auf die früher verschrien und verhaßten „bürgerlichen Methoden“ zurück, und jetzt sind sie plötzlich seit einigen Jahren wiederum die einzig richtigen. Klassen-einteilungen, Prüfungen und Noten wurden wiederum eingeführt. Die Autorität des Lehrers fand eine Untermauerung. Er durfte wieder Strafen verhängen, während er früher als „beratender Genosse“ nur geduldet war, während die Schüler ihren „eigenen Sowjet“ hatten, der bestimmte, was gelernt werden solle und was nicht. Damals waren einheitliche Lehrbücher strengstens untersagt, heute ist das wieder anders. Damals brachten sich die Schüler selbst das bei, was sie für lernenswert hielten, und weil das nicht sehr viel war, meinte sogar einmal die „Prawda“, „man müsse es verbieten, allerlei Meetings abzuhalten, die oft den Schulunterricht ganz verdrängen“.

Die Mittelschule wurde von den Bolschewisten auf eine solch niedrige Stufe gebracht, daß man eigentlich sagen kann, es gibt in Rußland im europäischen Sinne gar keine Mittelschule. Eine Folge davon war es, daß man in den Hochschulen vor dem Problem stand, den Studenten erst einmal das beibringen zu müssen, was sie in den Mittelschulen hätten lernen sollen. Damit sanken automatisch die Sowjet-Hochschulen auf die Stufe der Mittelschulen.

Das gibt auch die „Prawda“ zu: „Die Hälfte der Studenten in der Hochschule Saratow müssen noch lesen und schreiben lernen. Es gibt dort solche, die in einer Arbeit bis zu fünfzig grammatikalische Fehler machen. Mit großer Betrübniß muß festgestellt werden, daß insbesondere Kommunisten und Jungkommunisten dem Lehrplan kaum folgen können.“

Ich möchte noch ein anderes Beispiel anführen, welches die Primitivität der russischen Schulen im allgemeinen und die der Hochschulen im besondern charakterisiert. Ich gebe dem Leser im nachfolgenden Kenntnis von den Aufnahmebedingungen für die „allrussische Akademie für Lebensmittelversorgung“, die die „Prawda“ veröffentlicht hat. Es werden dort Zöglinge zu „Ingenieuren“ und „Direktoren“ der Lebensmittelbranche ausgebildet, und für ihre Aufnahme in diese Schule wird verlangt:

1. Flottes Lesen und die Fähigkeit, das Gelesene kurz wiederzugeben; Beherrschung elementarster Orthographie und Grammatik.
2. Voller Kursus der Arithmetik.
3. Anfangskenntnisse der Geographie Rußlands und Fähigkeit, die Karte lesen zu können.

In der Landwirtschaftlichen Hochschule, ebenfalls in Moskau, wird von den Studenten noch weniger verlangt. Dabei entlassen diese „Hochschulen“ alle zwei Jahre zum Schaden der Landwirtschaft Hunderte von fertigen „Direktoren“ und „Ingenieuren“ in die landwirtschaftlichen Betriebe.

Unterernährung, Hungersnot und Schmutz als Dauererscheinung des Bolschewismus sind mit Krankheitsepidemien verknüpft, welche zu verheerenden Verlusten in den Reihen des medizinischen Personals führten. Um diese Lücken notdürftig auszufüllen, werden von den medizinischen Instituten in kürzester Frist Ersatzärzte fabriziert. Diese „Doktoren“ werden dann im wahrsten Sinne des Wortes auf die arme Bevölkerung losgelassen. Auch die „Prawda“ fand, daß es nicht so weitergehen könne und schrieb einmal:

„Die Fabrikation der Ärzte nach der Methode ‚eins, zwei, fertig!‘ ist nunmehr gänzlich und endgültig verurteilt worden. Den medizinischen Instituten ist Anweisung gegeben, sich unverzüglich umzustellen. Das ist gewiß nicht

leicht, denn man muß nicht nur die gültigen Studienprogramme umwerfen, sondern auch alte, eingefleischte Traditionen aufgeben. Das muß aber sein. Auch die Studierenden selbst wollen nicht als vollkommen unkundige Ärzte in das Land hinausgeschickt werden. Also Schluß mit diesem traurigen Kapitel medizinischen Analphabetentums und elementarstem Nichtskönnen. Man kann nicht weiter zulassen, daß junge Leute, die weder von der Leber noch von der Milz etwas wissen und ganz ungebildet sind, als Studenten der Medizinischen Fakultät herumlaufen.“

Soviel zu den Schulen, Hochschulen und Universitäten des bolschewistischen Rußlands. Alles Urteile aus „eigenen“ Quellen.

Die Stadt der tausend goldenen Kuppeln

Die Mutter der russischen Städte

Kiew, „die Mutter der russischen Städte“, verdankt ihre Entstehung der Entdeckung des Flußweges von der Ostsee zum Schwarzen Meer und dem damit verbundenen Zugang zu den Häfen Asiens. Die Entdecker dieses Flußweges waren die Normannen, also die Vorfahren der heutigen Schweden. Sie sind es gewesen, die den Fluß hinunterfuhren und im Verlaufe ihrer abenteuerlichen und langen Fahrten dort eine Stadt entstehen ließen, wo die unendlichen Wälder Mittelrußlands aufhören und die Steppe beginnt.

Im Laufe einer wechsellvollen geschichtlichen Entwicklung entstand in diesen Gebieten durch eine Vermischung der Normannen mit den Slawen, der Ukrainer, der „Grenzländer“, wie er ins Deutsche übersetzt lautet. Er ist jener russische Typ, dem noch wenig Asiatisches anhaftet, aber dafür um so mehr „Nordisches“ — wenn ich diesen Ausdruck in einem derartig speziellen Zusammenhang gebrauchen darf. Der Ukrainer ist im Durchschnitt größer als der

Russe; es fehlen ihm noch die markanten, zum Teil hervorstechenden Backenknochen des Asiaten, und er ist häufig dunkelblond.

Etwa im achten Jahrhundert wurde die Ukraine polnisch, dann selbständig und erst sehr viel später, nach mehrmaligem Wechsel ihrer Machthaber im Jahre 1917 russisch. Ihre Art, ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche blieben dem Ukrainer aber durch alle Zeiten hindurch erhalten, obwohl sein Land zum Beispiel allein zwischen den Jahren 1914 und 1921 sechzehn Mal seinen Besitzer gewechselt hat. Erst Ende der zwanziger Jahre, nach Vertreibung der Polen, wurde die Ukraine auch in politischem Sinne endgültig russisch. Das ist auch der nähere Grund, weshalb die Ukraine zusammen mit der Republik Wolhynien die letzte gewesen ist, in der vom Bolschewismus das Kolchos- und Sowchossystem eingeführt wurde. Im Verlaufe dieses Experimentes haben sich 95 Prozent der Gesamtbevölkerung von etwa 40 Millionen Einwohnern dem neuen Wirtschaftssystem unterworfen. Die übrig bleibenden fünf Prozent wanderten aus den Landgegenden in die Stadt ab oder wurden verbannt. Ein ganz geringer Teil von ehemals begüterten Großbauern nahm es auf sich, die vom Bolschewismus auferlegten Steuern für sogenannte „selbständige Bauern“ zu tragen. Aus ihnen entstanden die sogenannten „Kulaken“, die sich in einzelnen Dörfern zusammenschlossen und dort bis

in die heutige Zeit hinein ein armseliges und mühevolltes Leben fristen. Als es dem Bolschewismus nicht gelang, die Kulaken durch die anfänglich festgesetzten Steuersätze zur Rückkehr in das Kolchossystem zu zwingen, hat man sich in Moskau nicht gescheut, diese noch einmal um wesentliches zu erhöhen. Seit der Zeit, es sind darüber einige Jahre vergangen, stirbt der Kulake aus, weil es ihm unter diesen Umständen einfach nicht möglich ist, sein Dasein zu fristen. Auf meiner ganzen Reise durch die Ukraine habe ich nur zwei Kulakensiedelungen getroffen. Das war in der Gegend zwischen Kiew und Uman.

Die Unterdrückung der Ukrainer durch Moskau fand ihren äußeren Ausdruck vorerst in der ausschließlichen Einsetzung von russischen Verwaltungsbeamten. Ursprünglich war, was heute viele nicht mehr wissen werden, Kiew auch gar nicht die Hauptstadt der Ukraine, sondern Charkow. Weil es dem großrussischen Raume sehr viel näher liegt und auch in seiner Eigenschaft als erstes Industriezentrum im bolschewistisch-propagandistischen Sinne entschieden bessere Voraussetzungen bot. Erst im Jahre 1935, als Kiew ebenfalls Industriezentrum wurde und dadurch eine starke Verproletarisierung erfuhr, verlegte Moskau die Hauptstadt der Ukraine dorthin.

In diese Zeit fiel auch der Beginn der bolschewistischen Bauperiode. Unter der schon im

Jahre 1921 einsetzenden Tendenz, alle Bauarbeiten möglichst billig durch Zwangsarbeiter erstellen zu lassen, schossen gerade in Kiew jene Gebäude neu-russischer Architektur in die Höhe, die in einem gewissen Sinne der Stadt einen super-europäischen Anstrich zu geben vermochten. Dazwischen stehen allerdings, oder vielmehr standen vor allem in der City die alten und geschmackvollen Gebäude aus der Zeit des Zarismus. Man hatte sie gelassen und schuf damit jenes auf den Fremden eigentümlich wirkende Gepräge zweier ganz verschiedenen Architekturen. Heute sind diese Häuser allerdings nicht mehr da, denn vier Tage nach der Einnahme von Kiew ist die gesamte Innenstadt, das eigentliche alte und schöne Kiew, abgebrannt.

In ihrer Gesamtheit steht die Stadt auf dem rechten Dnjepr-Ufer, und auch der ältere Teil liegt nicht einmal am Ufer des Dnjepr, sondern ziemlich weit im Nordosten. Man muß erst durch die eine beachtliche Länge und Breite aufweisende Hauptstraße, gewissermaßen die Nordost-Südwest-Achse gehen, um den Fluß zu sehen.

Man fährt bis dicht an eine große Anlage heran, dann erst sieht man tief unten den Dnjepr, der seine graubraunen Fluten unter zerstörten Brücken talwärts wälzt. Das den Hafenanlagen gegenüberliegende Ufer ist unregelmäßig reguliert — oder überhaupt nicht — und bietet mit seinen bizarren Formen einen unvergeßlich

schönen, beinahe romantischen Anblick. Im Süden ragen aus dem Wasserspiegel starke Betonpfeiler hervor, die nichts tragen. Sie sind der Anfang einer Brücke für die Autobahn Kiew-Moskau, die lange vor dem Kriege begonnen wurde und nicht mehr ganz vollendet werden konnte.

Die drei Hügel

Herrlich liegt auf den Höhen des Dnjeprufers das Höhlenkloster Lawra, der berühmte Wallfahrtsort der griechisch-orthodoxen Kirche. Nach diesem „Mekka des Ostens“ pilgerten früher die Gläubigen zu Tausenden und aber Tausenden, über Hunderte von Kilometern zu Fuß. Aus diesem alten, ehrwürdigen Heiligtum, einem ganzen Komplex von verschiedenen Kirchen und Klöstern, haben die Bolschewisten ein Museum gemacht. Stolz verkündet es die Aufschrift über dem Portal. Und darunter steht der Spruch: „Religion ist Opium für das Volk.“

Rom hat seine sieben Hügel, und Kiew deren drei. Dem Kiewer aber sind diese drei nicht weniger heilig, und als äußeres Zeichen seiner Frömmigkeit erbaute er vor über tausend Jahren an diesen drei Punkten als Symbole seines Glaubens drei Kirchen. Die schon erwähnte Lawra, das Höhlenkloster aus dem zehnten Jahrhundert, das seinen Beinamen deshalb trägt, weil es eine Gründung von ukrainischen Mönchen ist, die ursprünglich in Höhlen am Steil-

ufer des Dnjepr hausten, bis sie das Kloster erbaut hatten.

Dazu gesellen sich die Sophien- und Andreaskirche, die beide nach dem Brauch der gültigen Zeremonien, den Haupteingang im Westen haben und den Altar immer im Osten. Die erstere steht gekrönt von mehr als einem Dutzend ehemals vergoldeter Kuppeln neben dem ältesten und ehrwürdigsten Platz der Stadt, dem sogenannten „Politischen Platz“. Er hat für Kiew dieselbe Bedeutung wie der „Rote Platz“ für Moskau. Die Kirche ist 1037 von den Griechen im byzantinischen Stil der damaligen Zeit erbaut und letzten Endes von den Bolschewisten ebenfalls zu einem Museum degradiert worden. Hinter ihr liegt, getrennt durch das von einer Mietskaserne verbaute prachtvolle und historische „Goldene Tor“, das Gebäude des ältesten und berühmtesten Metropoliten der russischen, griechisch-orthodoxen Kirche.

Von diesem Punkte aus begann in alten Zeiten der Kreuzzug um die Christianisierung des russischen Reiches. An dieser Stelle, an diesem politischen Platz, wurden auch jeweils die Hetmane der Ukraine gekrönt und alle andern großen Männer dieses Volkes von den Metropoliten dieser Kirche gesegnet. — Den kostbaren Altar haben die Bolschewisten entfernt und an seine Stelle eine Steinplatte mit entsprechender Inschrift auf den Boden gelegt. Verschiedene tiefe Löcher in den Mauern zeigen die Stellen an, wo

die seither entfernten Minen lagen. Noch weiß man nicht, ob nicht noch mehr Sprengstoff unter der Kirche verborgen ist, und das ist der Grund, weshalb die Kirche für den Gottesdienst noch nicht freigegeben werden konnte.

Auf dem dritten heiligen Hügel steht, dem Apostel gleichen Namens geweiht, die Andreaskirche. Andreas ist für den griechisch-orthodoxen Glauben der ehrwürdigste der zwölf Jünger Jesu, und aus der Überlieferung, nach der er an ein Kreuz mit einem zweiten schräg zum Hauptbalken verlaufenden Querbalken gekreuzigt worden ist, entstand das russische Doppelkreuz, als Symbol der griechisch-orthodoxen Religion.

Die Andreaskirche ist das einzige bisher garantiert minenfreie Gotteshaus. Am fünften Tage nach dem Fall der Stadt, als der große Brand die Nacht zum Tage werden ließ, bat eine Abordnung von fünf Ukrainern den deutschen Besatzungskommandanten um die Freigabe der Kirche für den Gottesdienst. Dem Wunsche wurde entsprochen, und als nach einigem Suchen aus einem Museum heraus auch die fehlenden Priesterkleider beschafft werden konnten, begannen die täglichen Messen. Der Andrang der Bevölkerung ist so stark, — ein Bild in diesem Buch kann das beweisen, — daß es mir während meines mehrtägigen Aufenthaltes nicht ein einziges Mal geglückt ist, mich

durch die Menschenmenge hindurchzuarbeiten und einen Blick in das Innere der Kirche zu werfen.

Warum die Altstadt brannte

Es lag zweifellos in der Absicht der Bolschewisten, die ganze Stadt Kiew niederzubrennen. Mehr als 10,000, meistens auf Zeitzündung eingestellte und in die verschiedensten Gebäude vermauerte Minen, haben die deutschen Pioniere mit ihren Meßgeräten festgestellt und entfernt. Monatelang war den Russen Zeit gegönnt, dieses Zerstörungswerk gründlich vorzubereiten, und man muß sagen, daß sie ihr Ziel weitgehend erreicht haben. Unter Ausnutzung aller technischen Mittel haben sie ihre Dynamitladungen teilweise mit geradezu bewundernswerter Arbeit getarnt. Es hat diesen Leuten nichts ausgemacht, ganze Fußbodenbeläge neu zu legen und mit Teppichen auszustatten, die vorher niemals dagewesen sind. Niemand konnte mehr erkennen, daß hier vorher alles aufgerissen war. Ebenso wurden ganze Zimmerwände neu tapeziert, um den beobachtenden und suchenden Augen der Pioniere, durch das Entdecken einer frischen Baustelle, nicht vorzeitig den Ort der Mine zu verraten. Zum Teil haben die russischen Fachleute solcher Minen-Trupps an komplizierten Stellen zur Irreführung Zeitzünder eingebaut, ohne je-

doch die entsprechende Ladung anzubringen. Wenn dann die deutschen Soldaten, nach stundenlangem Suchen mit ihren Spezialgeräten, endlich die Sprengladung entdeckt glaubten, konnte es passieren, daß die ganz wo anders untergebrachte Explosivmasse plötzlich zündete und alles in die Luft flog.

Es ist verständlich, wenn unter solchen Umständen nicht alle Sprengherde gefunden werden konnten und noch jetzt hin und wieder Häuser einstürzen. So kam es, daß die Innenstadt niederbrennen mußte.

Ein deutscher Hauptmann erzählte mir, wie seine Leute in jenen Tagen mit geballten Fäusten in der Tasche vor den Flammen standen und nichts tun konnten, weil es kein Wasser zum Löschen gab. Die Russen hatten die Wasser- und Elektrizitätswerke zerstört, und als es endlich gelang, eines von ihnen instand zu setzen, konnte man die notwendige Elektrizität zum Betrieb der Wasserturbinen nicht erzeugen, weil, ... ja, weil sonst die Gefahr bestanden hätte, daß die andere Hälfte der Stadt auch noch in die Luft geflogen wäre. Warum? Wieso? Es gab und es gibt immer noch Minen in Kiew, die mit der Stromleitung zusammengekoppelt sind. Das heißt, sobald es in irgend einem Gebäude jemandem einfällt, in einem Zimmer das elektrische Licht anzuknippen, wird automatisch der mit der Mine zusammengekoppelte Strom eingeschaltet und das Haus fliegt in die Luft. Diese

sonderbare Methode macht es notwendig, jedes Haus in Kiew in unendlicher Kleinarbeit einzeln an das Stromnetz anzuschließen.

Als es den Technikern der Wehrmacht am dritten Tage des großen Brandes endlich gelungen war, durch die Instandsetzung einer nicht an das Kiewer Stromnetz angeschlossenen kleineren Elektrizitätszentrale so viel Kraft zu gewinnen, wie nötig war, um damit das Wasserpumpwerk für die Löscharbeiten zu betreiben, stellte sich heraus, daß die wenigen Schlauchleitungen der in Kiew liegenden Spezialfeuerwehr der Wehrmacht nicht ausreichten, um der Feuersbrunst Herr zu werden, die, geschürt von ungünstigem Winde, bereits gegen die auf einer Anhöhe stehenden Häuser hinauf loderte. Natürlich haben die Russen bei ihrem Abzug auch die Feuerwehr mitgenommen und in der ganzen Stadt war kein einziger Schlauch aufzutreiben.

In dieser Stunde allerhöchster Gefahr kam am Morgen des vierten Tages nach Ausbruch des Brandes, und am neunten Tage nach der Einnahme der Stadt durch die Deutschen, die ... Kiewer Feuerwehr. Niemand wollte seinen Augen trauen, aber es war so. Sie hatte sich nach ihrer anfänglichen Flucht mit der bolschewistischen Armee wieder selbständig gemacht und war zurückgekehrt. Mitten durch die vormarschierenden Heeresverbände hindurch, die genau wußten, daß Kiew brannte und deshalb

nicht daran dachten, die Leute aufzuhalten oder gefangen zu nehmen.

Knapp 24 Stunden später war der Brandherd eingedämmt.

Eine interessante, vollkommen neue Methode der Minenlegung stellen im übrigen die sogenannten Radio-Minen dar. Sie verursachen den Pionieren das meiste Kopfzerbrechen. Auf dem Prinzip der Zeitzündung aufgebaut, funktioniert das Uhrwerk dieser Höllenmaschinen durch das Anstrahlen mit Radiowellen auf einer Wellenlänge, die einem im Uhrwerk eingebauten Empfänger entspricht. Das heißt, von irgendeinem Punkte von Rußland aus kann der Uhrzeiger solcher Minen durch Radiostrahlen nach Belieben in Betrieb gesetzt und damit ein Ablauf der Uhr mit ihrer nachfolgenden Explosion der Sprengladung nach Wunsch hinausgezögert werden. Eine solche Radiomine mit 10,5 Tonnen Sprengstoff fand man im Lenin-Museum und eine andere mit 7,5 Tonnen in der Lawra.

Die Bevölkerung hat klar erkannt, daß nicht die Deutschen Schuld daran tragen, wenn nach ihrem Einmarsch und auch heute noch, Häuser in die Luft fliegen. Psychologisch wirkt sich das so aus, daß der Ukrainer, der noch nie ein Russenfreund gewesen ist, alles bis in den Tod hinein haßt, was mit dem Bolschewismus zusammenhängt. Denn es sind ja seine Häuser, die er in die Luft fliegen oder abbrennen sieht. Die

erste Auswirkung dieser Tatsache ist ein äußerst loyales und korrektes Verhalten der Bevölkerung gegenüber den Besatzungstruppen. Es ist bisher nach dem Urteil deutscher Beamter noch nicht die geringste Schwierigkeit entstanden und ich persönlich hörte wiederholt, wie Männer und Frauen — gar nicht zu reden von den Kindern — deutsche Offiziere und Soldaten mit „Onkel“ ansprachen.

Viele andere Umstände helfen noch mit, ein den Verhältnissen entsprechend angenehmes Zusammenleben zwischen Wehrmacht und Bevölkerung herzustellen. Vor allen Dingen ist es die eiserne Disziplin und Korrektheit des einzelnen Soldaten. Als Kiew brannte, haben sie alle, Tag und Nacht, nichts anderes getan, als das Inventar der Bevölkerung zu evakuieren, um wenigstens ihr transportables Hab und Gut zu retten. Und weil es kaum ein einziger Bewohner der Stadt, auch wenn er selbst vom Brande nicht betroffen war, versäumt hatte, ihn aus nächster Nähe zu betrachten, haben alle diese Menschen die Anstrengungen der Wehrmacht zu Gunsten der Zivilisten gesehen. Mir persönlich scheint es durchaus klar, daß die psychologischen Auswirkungen einer solchen Beobachtung jeden Einzelnen in Kiew in positivem Sinne für die Wehrmacht beeinflussen.

Die tiefe Frömmigkeit dieser Menschen wurde durch eine zwanzigjährige Herrschaft des

Bolschewismus nur äußerlich übertüncht. Zusammen mit der von den Roten ausgegebenen Parole, die Deutschen würden Kiew anzünden, bildete sie ein weiteres gewichtiges Moment für das Verhalten der Bevölkerung. Denn als die Deutschen kamen, haben nicht diese Kiew angezündet, sondern erst sehr viel später die Zeitminen der Russen. Mit der ihm eigenen Phantasie und Sentimentalität wand der ukrainische Mensch um diese Tatsache herum eine Legende, die jeder kennenlernt, der in diesen Tagen in die Stadt kommt. Sie besagt, Hitler habe Kiew geschont, weil er als Sohn einer Frau zur Welt gekommen ist, deren Großmutter eine ukrainische Großfürstin gewesen sei.

Sicherstellung der Nahrung

An dieser günstigen Einstellung ändert nach meinen Beobachtungen wenigstens für den Augenblick auch der große Hunger nichts, an welchem die Menschen dieser Stadt leiden. Weil die Russen alles vernichtet oder verbrannt haben, ist es ganz allein die deutsche Wehrmacht, auf welche diese Leute angewiesen sind. Für Pessimisten mag es dahingestellt bleiben, ob die großen Anstrengungen, die in dieser Hinsicht bei den Behörden festzustellen sind, humanen oder egoistischen Motiven entspringen. Sicher ist jedoch das eine, daß die etwa bis zu 25 Prozent wieder erstellten und in Betrieb ge-

setzten lebenswichtigen Fabriken ausschließlich für die Ernährung und Erhaltung der Zivilbevölkerung arbeiten.

Die deutsche Armee hat für ihren eigenen Bedarf, mit Ausnahme von Getreide und Frischfleisch, praktisch alles bei sich, was sie benötigt, und ich selbst habe bisher in Rußland noch keinen Schluck Bier getrunken, noch kein Stück Wurst oder Speck gegessen, das nicht aus Deutschland stammt. Von diesen Lebensmitteln fließen außerdem noch reichliche Anteile in die Bevölkerung, und das aus einem sehr einfachen Grunde: Niemand in Kiew und überhaupt niemand in der Ukraine zeigt heute große Lust, für Geld zu arbeiten.

Weil sie nichts dafür kaufen können, arbeiten die Menschen lieber, wenn sie als Gegenleistung nicht nur Geld erhalten, sondern dafür auch versorgt werden. Die Arbeitskraft in der Ukraine wird deshalb im Augenblick nicht nach Stunden und den dafür zu erhaltenden Rubeln gemessen, sondern fast ausschließlich nach Brot und Fleisch. So ist es in dem Hotel, in welchem ich schlafe, und genau so im Soldatenheim, in dem ich esse. Die Dienstmädchen und Kellner, fast alles Ukrainer, arbeiten und werden dafür versorgt. Freilich haben sie auch ihren Lohn, wie alle die Zehntausende von Menschen, die wieder in den Fabriken stehen und arbeiten. Aber das verdiente Geld ist jetzt — lange Zeit nach der

Eroberung des Gebietes — noch nicht das Primäre. Weil es praktisch einfach noch nichts zu kaufen gibt.

Viel besser ist es auf dem Lande, weil der Bauer im allgemeinen seinem Boden immer so viel abwirtschaften kann, um davon zu leben. Aber auch er liebt kein Geld. Für eine Zigarette kann man zwei Eier erhalten und für eine Tasse Zucker eine Ente oder sogar eine Gans. Das sind Normen, mit denen Rußland rechnet, und es ist auch ein Zeichen für die Katastrophenpolitik der bolschewistischen Wirtschaft. Denn seit zwei Jahren — also einer Zeit lange vor dem Kriege — gibt es in Kiew nicht nur keinen Bohnenkaffee, sondern auch keinen Malzkaffee. Nur Tee. Und seit zwei Jahren haben die Bauern in der Umgebung der Stadt keinen Zucker mehr gesehen.

Die ganze Primitivität, in die der russische Mensch hineingezwängt wurde, kommt bei einer Betrachtung dieser Tatsachen zum Ausdruck. Eine Primitivität, die unsagbar groß ist und die ich Tage später in einer kleinen Bauernhütte kennen lernte.

Ich wollte Milch und sollte sie auch erhalten. Aber das Inventar der Küche war derartig bescheiden, daß nirgends ein Topf aufgetrieben werden konnte, um sie mir einzugießen. Es war schon dunkel, und ich holte vom Wagen nicht nur die Thermosflasche, sondern auch eine ganz

gewöhnliche Stallaterne, denn im Hause gab es selbstverständlich kein Licht.

Die Laterne brannte und stand auf dem Tisch. Und die Mutter des Hauses war da und die Tochter — der Vater war irgendwo im Krieg.

Wissen Sie, was die Mutter zu ihrer Tochter sagte, als ich mit einem Streichholz den Docht anbrannte?

„Schau, mein Kind, wie schön! So ein Licht habe ich seit meiner Hochzeit nicht mehr gesehen.“ —

Kulturattrappen und Staatsbeamte

Innerhalb der breiten Masse hat der Bolschewismus die Vereinheitlichung sehr weit getrieben, obwohl es ihm andererseits gar nicht darauf ankam, Ausnahmen gelten zu lassen. Die Gleichheit der Bevölkerung geht so weit, daß man in vielen Wohnungen dieselben Stühle findet, dieselben Tische und überall diese viel zu schmalen eisernen Bettgestelle, die mir persönlich nur deshalb willkommen sind, weil sie einen gewissen Schutz gegen die Wanzen bieten.

Man wird mir nicht abstreiten, daß eine solche Vereinheitlichung des häuslichen Komforts auf unvorbereitete Gemüter eine peinliche, ja niederschmetternde Wirkung ausübt. Mir kommt das alles vor, wie eine Reihe jener

wie ein Ei dem andern gleichenden Einfamilienhäuser, die vor etwa zehn Jahren von verschiedenen spekulativ denkenden Baumeistern gebaut und zu Dutzenden aneinander gereiht wurden.

Häusliche Gemüter können mir allerdings einwenden, die Russen müßten sich unter diesen Umständen, wo sie auch hinkommen mögen, gewissermaßen immer zu Hause fühlen. Aber ich frage mich, ob nicht normalerweise jeder vernünftig denkende Mensch letzten Endes doch einen Koller bekommt, wenn er durch eine derartige Methode praktisch nie aus seinem Haus, einmal aus seiner Enge hinaus in die frische Luft kommt. Diese Typisierung der Wohnungen — wohlgemerkt, es gibt Ausnahmen — und das noch dazu auf einem sehr niedern Niveau, ist kennzeichnend für alles, was ich in Rußland bisher gesehen habe.

Nur um Gottes willen kein Geld ausgeben! Und das auf allen Gebieten! Mit Ausnahme von dem der Rüstung.

Es ist keine Erfindung der deutschen Propaganda, daß im bolschewistischen Reich die Büsten bekannter und bekanntester Männer prinzipiell nur aus Gips erstellt werden. Ich war im Lenin-Museum und habe dort gesehen, daß es wirklich keine Ausnahmen gibt.

So ist es auch bei den riesigen, durch die Verwendung von Zwangsarbeitern möglichst billig

aus der Erde gestampften, monumental wirkenden Verwaltungsgebäuden. Nicht eine der riesigen Säulen der Regierungsgebäude in Kiew, in Nikolajew oder Odessa besitzt einen bautechnischen Sinn. Alle sind sie nur eine Attrappe, die man ebensogut herausbrechen könnte, ohne daß deshalb das Haus zusammenstürzen würde. Dafür haben auf der andern Seite die Architekten solcher Riesenbauten durchwegs vergessen, einen Ablauf für das Regenwasser in die Gebäude einzubauen, so daß man sich — was jeder Leser auf einem Bild in diesem Buche sehen kann — gezwungen sah, nachträglich an der Außenwand eine jedem Schönheitssinn ins Gesicht schlagende Ablaufrinne anzubauen.

Das Geheimnis des russischen Widerstandes

Es ist verständlich, daß eine solche oberflächliche, nur auf die billige Schematisierung der Massen hinauslaufende Regierungs- und Wirtschaftsmethode mit der Zeit auch für den Menschen unausbleibliche Folgen nach sich ziehen mußte.

Ich bin bisher in Rußland nie das Gefühl losgeworden, als würden diese Menschen in gewissem Sinne wie im Traume umherwandeln. Sie tun, ein jeder, wo man ihn hinstellt, genau das, was sie müssen, und wenn es irgendwie geht, noch weniger. Es gibt kein Abweichen nach oben oder unten, nach links oder rechts. Wenn einer

das nämlich täte, würde er mit dem Gesetz in Konflikt geraten.

Man muß sich vorstellen, welche psychischen Wirkungen es auf das Gehirn eines Menschen auf die Dauer ausübt, wenn es in einer Stadt mit etwa 10,000 Einwohnern nur eine — ich muß schon sagen, Friseurfabrik gibt, nur eine Schuhmacherfabrik, nur eine Milchfabrik. Vielleicht hundert Friseure, hundert Schuhmacher und hundert Milchfrauen bedienen dort am laufenden Band ihre „Kunden“.

Ich habe gesehen, wie weit eine solche Methode den Menschen bringen kann, und es wird eine der schwierigsten, wenn nicht die schwerste Aufgabe der Deutschen sein, diese Leute wiederum zum Leben zu erwecken, ihnen wiederum die Initiative zurückzugeben. So lange ein Problem nur von der Organisation und den dazu notwendigen Maschinen abhängt, läßt sich viel machen. Aber wenn die Gehirne tot sind, hört auch die Kraft der Technik auf.

Vielleicht ist es noch keinem Volke der Welt leichter gemacht worden, Geld zu verdienen und sich auf eigene Füße zu stellen, als gerade dem russischen durch die Hilfe der deutschen Organisation. Der Russe muß nur wollen. Er bekommt Geld von den überall aus der Erde gestampften Banken, er bekommt einen der vielen leerstehenden und vielleicht nie mehr ihren Besitzer findenden Läden, und dazu stellt man ihm

zum Anlernen und Einarbeiten kostenlos Facharbeiter aus den Reihen der Wehrmacht in den Betrieb.

Aber alle diese Vorteile begreift der Russe nicht, oder nur sehr schwer. Weil sein eigener Wille zum Teufel ist, weil gerade die junge Generation den Begriff der Selbständigkeit nicht kennt. Weil nach ihren Begriffen ja nur der Staat Ladenbesitzer sein kann. Der Dachdecker ist nur ein staatlicher Beamter und eine Hebamme nur eine staatliche Angestellte.

Ist es zu verwundern, wenn die Menschen dieses fruchtbaren Bodens unter solchen Bedingungen irgendwie komisch, irgendwie nicht ganz normal werden, oder zum mindesten bei einem Außenstehenden einen solchen Eindruck erwecken? Mit einer beinahe aufreizenden Gelassenheit und Ergebenheit fühlen sich diese Menschen zufrieden. Wie Maulwürfe, die in ihren Erdlöchern auch nichts anderes empfinden können als über der Erde, nur Dunkelheit.

Ich habe die feste Überzeugung gewonnen, daß hinter dieser überall zu beobachtenden und für unsere europäischen Begriffe unvorstellbaren Gelassenheit auch das Geheimnis des Widerstandes verborgen liegt, den jeder einzelne bolschewistische Soldat gegenüber dem Angreifer an den Tag legt.

Mit Mut hat das nichts zu tun, da der Russe auf der andern Seite auch den Begriff der Angst

oder Feigheit nicht zu kennen scheint. Er ist einfach eine Maschine, die sich dort einsetzen läßt, wo man sie braucht: In der Fabrik, der Kolchose oder auf dem Schlachtfeld. Und die so lange arbeitet, bis der Motor zerschlagen wird.

Das „Stachanow-System“

Das Leben des bolschewistischen Industriearbeiters ist gekennzeichnet durch ein Hineingezwängtsein in eine Methode, die weit über die Grenzen Rußlands hinaus bekannt und — man kann schon sagen — berüchtigt ist. Ich meine das sogenannte „Stachanow-System“. Mit diesem Stichwort entfesselte das bolschewistische Regime einen Ausbeutungsfeldzug gegen den Arbeiter, wie er in der Welt ohnegleichen dasteht.

Trotz des an Bodenschätzen überreichen Rußlands ist die bolschewistische Industrie, mag es sich nun um Kohlenbergbau oder Eisenerze handeln, durch die vollkommen unzulänglichen Methoden der Arbeitsweise und in Verbindung mit einer nicht zu überbietenden Unfähigkeit und Korruption nie ein gutes Geschäft gewesen. Die Industrie war nur aufgebläht, denn die Betriebsorganisation der vor allen Dingen mit ungeheuren Anforderungen belasteten Kriegsindustrie ist, was ihre Durchführung anbetrifft, auf einer denkbar ungünstigen Basis aufgebaut gewesen. Milliarden von Rubeln mußten in die

einzelnen Fabriken und Werke hineingepumpt werden, und wenn das Ganze nicht zusammenbrechen sollte, war es notwendig, diese Zuschüsse, diese „Dotationen“, notgedrungen auf irgendeine Weise wieder in die Staatskasse zurückfließen zu lassen. Wie aber sollte dies möglich sein? Nachdem es den Bolschewisten nicht gelungen war, die Rentabilität ihrer Industrieunternehmen durch eine wirtschaftlich vernünftige Methode sicherzustellen, glaubten sie, das Pferd am Schwanz aufzäumen zu müssen. Sie meinten, es liege an den einzelnen russischen Arbeitern, wenn die russischen Industrien als solche nicht die Resultate zeitigten, die von ihnen erwartet wurden. Also appellierte man an den Arbeiter, er möge bitte so freundlich sein und mehr arbeiten. Zuerst versuchten es die Zentralstellen mit einer mehr wissenschaftlich aufgezogenen Propaganda. Das Stichwort, mit dem der Arbeiter angetrieben und mit welchem an seine national-bolschewistischen Gefühle appelliert wurde, hieß „Rentabilität der Industrie“. Das zog aber nicht recht.

Da kamen die Sowjetführer auf eine neue Idee, für die sie eine ganz besonders in die Augen stechende Bezeichnung fanden: die „Stachanow-Methode“. Sie ist, genau gesehen, nichts anderes als ein auf die Spitze getriebenes Antreiberunwesen. Von speziell ausgesuchten, gut ernährten und geeigneten Arbeitern ließ man „Rekorde“ aufstellen, die von der Presse, vom

Rundfunk und von der Partei überall als vorbildlich und nachahmenswert empfohlen wurden.

Das Unwesen mit der „Stachanow-Methode“ begann am 9. September 1935 mit einem Telegramm aus Stalino: „Der ehrenwerte Hauer des Donezbeckens Alexej Stachanow hat gestern in einer Schicht 175 Tonnen Steinkohle gehauen.“

So begann es und andere Telegramme folgten:

„Stalino, den 11. September, 1 Uhr 30. Der verdienstvolle Hauer des Schachtes Kondratjewka, Genosse Jsatschenko, hat in der zweiten Schicht am 10. September einen neuen Rekord in der Kohlenausbeute mittels Preßlufthammers aufgestellt. In sechsstündiger Arbeit hat er aus dem Kohlenflöz ‚Kuzyj‘ 201 Tonnen Kohle herausgehauen.“

In ganz Sowjetrußland fanden diese Telegramme eine vielhunderttausendfache Verbreitung und Anpreisung. Stachanow selbst gab sein Möglichstes, um seine eigenen Rekorde zu überbieten und am 31. August schrieb die „Prawda“ über die ganze erste Seite: „Stachanow lieferte in einer Schicht 190 Tonnen.“

Kein Mensch nahm Rücksicht auf die Gesundheit der Arbeiter. Kein Mensch dachte daran, wohin eine solche Methode mit der Zeit führen mußte. Man freute sich nur und machte immer mehr Propaganda. „Sind das nicht wahre Wunder der Technik?“ fragt die „Prawda“ in einem ihrer Leitartikel. „Der Arbeiter Smetamin der Leningrader Fabrik ‚Skorochoď‘ hat in

einer Schicht 1400 Paar Schuhe auf Leisten gezogen. Damit hat er alle bis jetzt aufgestellten Rekorde überboten . . . In der Fabrik Nogin bedient die Weberin Winogradowa schon seit drei Monaten 70 Webstühle. Jetzt hat sie, durch den wachsenden Wettbewerb angespornt, 94 Webstühle übernommen.“

In diesem Ton geht es weiter. Die Stachanow-Arbeiter werden zu wahren Volkshelden gestempelt. Die bekanntesten Maler und Bildhauer der roten Hauptstadt bemühen sich persönlich in die Behausungen dieser Auserkorenen und malen von ihren edlen Häuptern riesige Gemälde in Öl oder fertigen Plastiken an. Der höchste Orden, der Lenin-Orden, ist vorgesehen, um diese „Stachanowzy“ vor der ganzen Nation auszuzeichnen.

Immer wieder werden von Presse und Rundfunk die unerhörten Löhne dieser Spitzenarbeiter in die Welt hinausposaunt und es klingt fast wie ein Hohn, wenn man mit diesen Gehältern diejenigen des großen Durchschnittes vergleicht. Dazu gibt es außer den Orden für die auserwählten Arbeiter auch noch Sonderprämien, Geschenke, allgemeine Vergünstigungen und doppelt bezahlte Urlaube.

Es ist nicht schwer zu erraten, was mit diesen Antreibermethoden von oben herab bezweckt wurde. Die bolschewistische Presse genierte sich auch gar nicht, darüber zu sprechen: „Ungeachtet der glänzenden Leistungen einzelner Mei-

ster des Steinkohlenbergbaues bleibt das allgemeine Niveau der Kohlenförderung im Donezbecken ebenso tief wie früher. Es ist notwendig, daß sich alle 85,000 Hauer an diesem Wettstreit beteiligen."

Viele Unglücksfälle, die sich als Folge solcher Antreibermethoden einstellten, veranlaßten die Regierung sehr bald, die Methode etwas zu ändern. Man griff nicht mehr so sehr auf den einzelnen Arbeiter als Beispiel zurück, sondern auf eine Gruppe von 8—10 Leuten, um damit zu beweisen, daß 8—10 Leute, wenn sie zusammenhalten, im Durchschnitt mehr leisten können als einer allein.

Aber auch diese Änderung war nicht dazu angetan, die Unglücksfälle zum Verschwinden zu bringen. Endlich ließen sich auch warnende Stimmen hören. Führende Ingenieure und Verwaltungsbeamte unternahmen den Versuch, auf das Ungesunde dieser Methode einer Ausbeutung der Arbeiter hinzuweisen. Die Reaktion war kurz, aber heftig. Sie wurden kurzerhand als Saboteure gebrandmarkt, von ihren Posten enthoben und verhaftet. Der Verhaftung folgte dann auch gleich immer die Konfiskation ihres Eigentums.

An einzelnen Stellen kam es zum offenen Aufruhr der Arbeiter. Wo sie konnten, versuchten sie, das Aufstellen neuer Rekorde zu verhindern, indem sie zur Sabotage griffen. Als zum Beispiel der Stachanowzy Bussygin von

dem eigens zu Propagandazwecken veranstalteten Moskauer Stachanow-Männer-Kongreß zurückkehrte und seinen neuen Rekord wiederholen wollte, konnte er nur die Hälfte der früher geleisteten Menge fertigschmieden. Warnend schrieb die „Prawda": „Zwei Stunden mußte Bussygin versäumen, weil die Administration den Schmiedehammer hierfür nicht herichten ließ. Bussygin schlug Alarm, als er unerwarteterweise lauter Ausschußware in die Hände bekam. Es stellte sich heraus, daß man ihm eine ungeeignete Stahlsorte zugeteilt hatte. An die Saboteure gewandt, meinte Bussygin voll Empörung: „Sie wollen wohl, wie Stalin eben gesagt hat, einen sanften Schlag ins Gesicht bekommen?'"

Überall wurde der Arbeiter nach Strich und Faden ausgebeutet und aufgehetzt. Das Stachanow-System zog immer weitere Kreise. Letzten Endes verflocht man die praktische Leistung der Arbeit mit den finanziellen Hilfsmitteln des Einzelnen. Fehlte es dem Staate an Geld, wurden kurzerhand Zwangsanleihen aufgelegt, die dem Arbeiter direkt vom Lohne abgezogen wurden.

Was konnte er dagegen machen, der russische Industriearbeiter? Sich mit Gewalt gegen diese Erpressungen wehren oder gegen die schlechte Behandlung protestieren? Das wäre offener Aufruhr gewesen. So blieb ihm als letzte Möglichkeit nur der passive Widerstand: Stille Ablehnung gegen die Befehle von oben und ein

Sich-Widersetzen gegen das Maß der von ihm verlangten Arbeitsleistung. Es ist das nicht viel gewesen, aber irgendwelche Erfolge muß er doch gehabt haben, denn langsam ist es um die Stachanow-Methode wieder ruhiger geworden.

Auf dem Wege nach Uman

Parade toter und lebender Menschen

Südlich von Kiew beginnt ein großes Schlachtfeld. Wie die phantasievolle und übervergrößerte Photographie einer im Weltall liegenden Mondlandschaft sieht das flache, teilweise mit Bäumen und niederem Gesträuch bewachsene Gelände aus. Tausende von Granattrichtern, entstanden aus Reihenwürfen von schweren Bombern, haben die Erde umgeackert und tiefe Löcher geschlagen. Zerfetzt von dem Feuer aller Waffen, ragen von Bäumen und Sträuchern blattlos und verdorrt nur mehr die kahlen Äste in die Leere. Kaum ein Haus steht auf einer Strecke von Dutzenden von Kilometern. Wir passieren deutsche Soldatengräber und sehen überall diese frisch aufgeworfenen Erdhügel, die Massengräber der russischen Soldaten. Nichts schmückt sie, nichts kennzeichnet sie, und wenn man nicht wüßte, was es ist, könnte man es nicht ahnen. Zehntausende von Menschen müssen hier links und rechts der Straße buchstäblich verlocht sein, und unheimlich und beklemmend legt sich wie ein Alp das von der Gewißheit geschürte Gefühl auf die

Brust, daß wir hier mitten hindurchfahren durch die stumme Parade toter Menschen.

Die Russen haben ihre Kameraden nicht tief eingegraben, sondern nur mit Erde überschüttet. Nachdem es geregnet hat und der schwarze Humus zusammengefallen ist, sieht man jetzt manchmal wie beschwörend und anklagend einen verwesten Arm aus dem Boden heraus gegen den Himmel ragen. Oder ein Bein, das mit steifem, geknicktem Knie und mit einem zerfetzten Hosenbein bekleidet auf der Erde liegt, aus der es einstmals geschaffen wurde und in die es sich zurückwandeln wird.

Die Straße ist voll von Gefangenentransporten. Zehntausende marschieren. Einzelne uniformierte Weiber sind darunter. Einmal wirft ein Kollege aus dem fahrenden Auto heraus einige Zigaretten unter diese Menschen, und plötzlich entsteht eine schwere Keilerei. Dutzende von Gefangenen wälzen sich im Schlamm und Dreck. Wütend schimpft ein deutscher Unteroffizier unseren Autos nach, während die zur Bewachung beigegebenen Soldaten alle Mühe haben, die entwaffneten russischen Soldaten wieder in die Kolonne zurückzutreiben. Eine Zigarette hat bei dieser Gelegenheit sicherlich keiner erhalten, und unser Kollege, der wirklich nur eine gute Absicht verfolgte, machte sich nachher bittere Vorwürfe, weil er die Schuld einer riesigen Schlägerei auf sich geladen

hatte. — Wer aber war schließlich auf eine solche Reaktion gefaßt?

Obwohl die Straße an und für sich breit genug ist, müssen unsere Chauffeure dauernd hupen und sehr langsam fahren, um keinen der Gefangenen unter die Räder zu bekommen. Und wieder erinnere ich mich bei dieser Gelegenheit an die nicht zu überbietende Gleichgültigkeit, an diese unvorstellbare Willenlosigkeit der russischen Masse, über die ich schon im vorigen Kapitel geschrieben habe. Nicht einmal ein natürlicher Instinkt läßt sich bei diesen Gefangenen erkennen, die neben uns auf der Straße gehen.

Ich will es noch einmal betonen: Diese Beobachtung kennzeichnet lediglich die breite Masse der bolschewistischen Landbevölkerung. Sie besitzt viel weniger Gültigkeit in den Städten.

Nach stundenlanger Fahrt erreichen wir endlich den Eisenbahnknotenpunkt Bialacerkiew, eine Ortschaft, in der kaum noch einige Häuser stehen. Hier, etwa 50 Kilometer südlich von Kiew, begann seinerzeit der lang anhaltende Kampf um die ukrainische Hauptstadt. Deutsche Soldatengräber, über denen die Helme Gefallener hängen, verraten die Spezialtruppen, die zuerst eingesetzt wurden: Fallschirmabspringer. Der Ort ist ursprünglich fast unbeschädigt in deutsche Hände gefallen und erst viel später, im Verlaufe der sich anschließend entwickelnden Kämpfe, wurde er durch rol-

lende Angriffe russischer Bomber auf die hier zusammengezogenen deutschen Truppen in Schutt und Asche gelegt.

Wir haben großes Glück. Gerade heute ist in einem der wenigen noch bewohnbaren Häuser ein deutsches Soldatenheim eröffnet worden. Wir essen dort reichlich und gut und trinken dazu französischen Rotwein, der aus dem Süden Frankreichs seinen Weg bis nach Kiew und von da in unsere Wagen gefunden hatte.

Die Wirtin des Soldatenheimes ist 24 Jahre alt. Wir schätzten sie vorher auf wenigstens 40. Es ist das kein Wunder nach allem, was diese Frau mitmachen mußte. Ihr Mann, ein ehemals roter russischer Offizier, wurde im Jahre 1935 anlässlich der Tuchachewsky-Affäre mit zehn andern Hauptleuten aus dem Städtchen erschossen und die Frau anschließend daran drei Jahre eingesperrt. Nachher kam sie fast zwei Jahre lang in ein Arbeitszwangslager für Frauen, und als sie endlich wieder ihre Freiheit zurückerhalten hatte, begann der Krieg gegen Deutschland, und eines Tages brannte ihr Heim mit allem, was sie sich in kurzer Zeit mühselig an privatem Eigentum wieder zusammengerafft hatte, nach einem Bombenangriff ab.

Überhaupt ist es ein Kapitel für sich, das Los dieser russischen Frauen im allgemeinen und das der ukrainischen im besondern zu beschreiben. Von den drei Frauen, die sich im Soldatenheim beschäftigen, ist, wie gesagt, der Mann der einen

erschossen worden, während die Gatten der beiden andern verschleppt wurden. Niemals wieder haben sie etwas von ihnen gehört. Und das sind alles Schicksale, die nur so nebenbei bekannt werden. In einem kleinen Städtchen, beim Mittagessen zwischen zwei Gängen.

Mehr als eine Stunde später, als ich schon wieder im Wagen sitze, erfahre ich im letzten Augenblick, daß sich im Lazarett der Ortschaft freiwillig ein Schweizer-Arzt und eine Schweizer-Krankenschwester beschäftigen. Schade, aber ich hatte nicht mehr Zeit, sie zu besuchen.

15 Mann der Weltpresse ziehen an einem Seil

Immer schlechter werden die Straßen, und immer öfters müssen wir aus unsern Wagen aussteigen und schieben. Die Zeit vergeht, langsam verschwindet der Tag und immer wieder sitzen wir fest. Wehe dem von uns, der keine hohen Stiefel trägt! Bis fast zu den Knien versinkt er im Morast und Wasser. — Ein wahres Wunderwerk sind unsere kleinen Wehrmachtsautobusse, die es immer wieder schaffen, wahre Künstler unsere Soldatenfahrer, die niemals auch nur für einen Augenblick den Mut und ihre gute Laune verlieren.

Nachdem wir 23 mal ausgestiegen waren, um den Wagen aus dem Dreck zu stoßen oder mit einem langen Drahtseil herauszuziehen, habe

ich es aufgegeben, für die andern Dutzende von Malen, die wir noch fluchend unsere Schultern gegen die Karosserie stemmten, jedesmal einen Kontrollstrich in meinem Notizbuch anzubringen. Schließlich wird einem so etwas zu dumm.

Im übrigen war es bei diesen Gelegenheiten immer sehr schön, zu sehen, wie 15 Mann der Weltpresse aus aller Herren Ländern mit vereinten Kräften alle dasselbe Ziel verfolgten und am Drahtseil hingen. Nein, es ist bestimmt noch nie dagewesen, daß die Vertreter aller internationalen Zeitungen und Agenturen, ein Herz und eine Seele, am gleichen Strick gezogen haben: Italiener, Japaner, Amerikaner, Rumänen, Spanier, Bulgaren und viele andere mehr!

Schon befürchten wir allen Ernstes, die Nacht in den Wagen verbringen zu müssen, da finden wir endlich ein Ziel. Nicht das, welches wir am gleichen Tage erreichen wollten, das liegt noch in einer Entfernung von fast 200 Kilometern. Aber es ist wenigstens ein Lichtblick, wir sind heraus aus der unendlichen Öde und Einsamkeit, es ist ein Dorf, Stavizche mit Namen. In einem großen Lazarett, das vor 25 Jahren eine russische Fürstin in einer Anwandlung von Menschenfreundlichkeit hat bauen lassen und das auch heute noch seinen Zweck erfüllt, werden wir die Nacht verbringen.

Stavizche ist ein kleines, unbekanntes Nest bei Uman. Der aufgeweichte schwarze Streifen Morast von Humuserde, der an den ersten Hüt-

ten vorbeiführt, nennt sich trotz der oben geschilderten Erlebnisse laut einer russischen Karte stolz „Staatsstraße Kiew-Nikolajew“. An einer Kreuzung entdecke ich einen in eine weglose Gegend quer über die Landschaft zeigenden Wegweiser der Wehrmacht: „2265 Kilometer nach Hamburg.“ Das ist die Sehnsucht, die hier spricht und scherzt.

Es ist schon dunkel und irgendwo knallen weit weg einige Gewehrschüsse. Aber das hat nicht viel zu besagen. Wir sind alle sehr unwillig an diesem Abend und auch sehr abgespannt, denn wir haben in sage und schreibe 12stündiger Fahrt ganze 80 Kilometer zurückgelegt.

Das ist die effektive Leistung, der Kilometerzähler aber zeigt stolz 167. Die Differenz von 80 auf 167 hatten die Räder im Schlamm „gemahlen“. Vorwärtskommen kann man zwar nicht, wenn sich die Pneus immer am selben Ort im Dreck herumdrehen, aber der Kilometerzähler tut trotzdem seine Pflicht.

Nun wirft der helle Glanz der Sterne schwaches Licht auf die topfebene Weite der ukrainischen Erde, aber die Dunkelheit begrenzt auf einige hundert Meter Entfernung das Blickfeld ringsherum, als stünde man auf der Achse einer Drehscheibe. Ich bin hungrig und suche in den Tiefen meiner Taschen nach einem Stück Speck. Es war von Mittag übrig geblieben und jetzt finde ich es, paniert vom Tabak der Zigaretten. Aber das macht nicht viel aus.

Ein einfaches Bauernhaus

Weil ich noch Hunger habe, gehe ich zu einem Bauern und gackere ihm ins Gesicht, während ich mit der Hand die Bewegung des Essens vollführe. Diese Sprache verstehen alle Menschen der Welt und ich muß sagen, mit diesen internationalen Kenntnissen bewaffnet, habe ich mich auf allen meinen Reisen ganz gut durchgeschlagen.

Ich bekomme vier Eier und er zwei Zigaretten und beide sind wir sehr zufrieden. Rauchwaren gibt es in Rußland seit Jahren nur in den Städten und größeren Ortschaften, und ich habe schon einmal erwähnt, daß dieser Handel durchaus den landesüblichen und geltenden Sitten entspricht. Ich denke bei dieser Gelegenheit an den relativen Wert des Geldes. Ein Millionär wäre hier furchtbar übel dran. Für alle seine Millionen wird er hier keine zwei Eier bekommen, wenn er nicht eine Zigarette besitzt oder einen anderen, greifbaren, realen Gegenwert. — Auch von den Reichskreditkassenscheinen — dem Gelde der deutschen Wehrmacht — wollen diese Menschen noch nicht viel wissen. Denn was der Bauer nicht kennt, das ißt er nicht. Wenn er sich einmal daran gewöhnt haben wird, dann ja ... vielleicht ...

Der Cognac, den ich schluckweise zu den Eiern schlürfe, schmeckt mir nicht, aber etwas anderes ist nicht da. Wasser habe ich in all den

Wochen noch nicht einen einzigen Schluck getrunken. Plötzlich kommt mir eine Idee, ich gehe zum Wagen und hole Tee. Es dauert fünf Minuten, bis ich dem Bauern klar mache, was ich will, und dann führt er mich in seine Hütte.

Diese Hütte besteht aus einer kleinen Küche und einem Wohnraum. Auf dem Boden liegen überall gehobelte Bretter, und wenn man genau zuschaut, sieht man da und dort zwischen ihnen hindurch das Gras wachsen. In der Küche steht ein selbstangefertigter Ofen mit einem Abzug direkt durch die seitliche Hauswand, an der einige schwarze Pfannen und ein Kessel hängen. Außerdem gibt es eine kleinere und eine größere Kiste, in die ich gerne hineinschauen möchte. Quer durch die ganze Herrlichkeit ist ein Strick gespannt, auf dem eine dunkle Hose zum Trocknen hängt. Ich glaube aber, sie wird geräuchert. Das ganze sieht ungefähr aus, wie eine Trapperküche aus einem Karl-May-Roman, ist aber im ganzen genommen sehr sauber und ordentlich gehalten.

In der guten Stube steht ein Schrank, eine Kommode, ein Tisch mit vier Stühlen, drei ehemals farbige Heiligenbilder, die bis zum Einmarsch der Deutschen durch Jahre unter einer der Kisten in der Küche lagen, und dazu noch drei schmale Betten. Man kann sagen, die ganze Angelegenheit ist ziemlich eng. In einer Zimmerecke liegt noch ein etwa bis zur Kniehöhe aufgestapelter Haufen von ausgedroschenem Ge-

treide. Den Rest des Lohnes, den der Bauer von den Deutschen für seine Erntearbeiten erhalten hat, entdeckte ich unter einem der drei Betten.

Auf dem Tisch steht eine Lampe, einer jener unheimlichen russischen Brenner, in deren Nähe man es keine zehn Minuten aushalten kann, ohne wie ein Kaminfeger auszusehen oder sich im Laufe einer plötzlich erfolgenden Explosion die Augenbrauen und Haare zu versengen. Es ist ganz einfach eine leere Konservendose, in die ein schmaler Spalt geschnitten ist, um einen Docht einführen zu können. In der Büchse aber ist — verdünntes Benzin, und wer nicht glauben will, daß das brennt, der möge es einmal ausprobieren.

Und noch etwas gibt es in der guten Stube. Hinter der brennenden Rußfabrik sitzt so, daß ich sie zuerst nicht sehen kann, die Tochter des Hauses. Das Mädchen, eine Ukrainerin, zählt 23 Jahre und ist, wie ich später mit viel Mühe und einem Lexikon herausbekomme, zwei Monate vor Ausbruch des Krieges mit einem jungen Mann der Nachbarschaft „eingeschrieben“ worden. Das heißt, sie ist verheiratet.

Sie hatte auch ein Kind, eine Tochter, die mit zwei Jahren gestorben war, aber die hatte sie von einem anderen Mann, mit dem sie auch schon „eingeschrieben“ gewesen ist. Der hatte sie aber wieder „ausgeschrieben“ und sich wieder mit einer anderen „eingeschrieben“.

Die Heirats- und Scheidungszeremonien sind in Rußland sehr schlicht und spartanisch einfach.

Nun bekommt die junge Frau wieder ein Kind, aber ihr Mann ist nicht da und kommt vielleicht nie mehr wieder. Denn er kämpft in der Roten Armee.

Wir trinken Tee und gaffen uns gegenseitig an, wie das so ist, wenn einer den anderen nicht versteht. Manchmal grinsen wir auch, und dann erhebe ich immer das Glas mit Cognac und sage „nostarovja!“.

Etwas Russisch habe ich schließlich doch schon gelernt.

Dunkle Nacht

Draußen heult der Wind, es beginnt plötzlich zu regnen und zu schneien und unsere Soldatenchauffeure geistern immer mit geladenen Maschinengewehrpistolen durch die Gänge und um das Haus herum.

Vorsicht ist besser als Nachsicht, heißt es in solchen Nächten. Es ist kein deutsches Militär hier, wir sind ganz allein in einem Haus mit Russen und es soll ja Partisanen geben. Allerdings habe ich noch nichts davon gemerkt.

Dauernd rennen in dieser Nacht einer oder gleich mehrere von uns durch die Gänge, um sich warm zu machen. Bis auf einen, der wie immer schnarcht, auf daß die Wände wackeln.

Es wird viel geraucht in diesen Stunden und ein großer Teil unserer mitgebrachten Schnäpse ausgetrunken.

Einmal gehe ich aus Langeweile auf Entdeckungsreise und schlängele mich mit meiner Taschenlampe durch die Zimmer. Die meisten sind leer und einige von ihnen haben sich die Russen früher als Latrine auserkoren. Ganz einfach immer der Wand entlang und immer weiter in das Zimmer hinein.

In einer Kammer falle ich fast in Ohnmacht. Die Türe geht schwer auf und ächzt in allen Fugen. Was da wohl sein mag? Der Lichtstrahl meiner Lampe fällt direkt auf ein bleiches, menschliches Skelett. Da hängt ein Toter und grinst, wie die Dichter sagen. Es ist aber kein Erhängter, sondern ganz einfach ein sorgfältig mit Draht zusammengeheftetes Skelett, wie es in der Schule im Fach „Menschenkunde“ der Lehrer seinen Schülern zeigt. Und im Krankenhaus der Herr Professor seinen Studenten. Also weiter keine Überraschung in einem Lazarett.

Ich bin in diesem Augenblick der Meinung, andere sollen auch das Gruseln lernen. Es kostet mich zwar viel Mühe und mir wird sogar warm dabei, aber nach einer Viertelstunde gelingt es mir, das Skelett herauszuschaffen. Während dem Transport schlagen seine langen Beine um meine Knie.

Ich lege es in das Bett eines Kollegen, der unten in der Halle sitzt und Alkohol in rauhen

Mengen schlürft. Und ich decke den Sensemann mit der Decke zu, die über dem Bett ausgebreitet liegt.

Er wird sich wohl wundern, der Herr Kollege, wenn er sich später wieder schlafen legt.

Kolchose und Sowchose

Millionen von Arbeitskräften

Die Straße nach Uman wird nicht besser, aber glücklicherweise setzt früh morgens ein starker Wind ein, und als dann gegen neun Uhr auch noch die Sonne zu scheinen beginnt, trocknet wenigstens langsam das Wasser aus den Pfützen oder es saugt sich tief hinein in die Erde. Trotzdem schieben und ziehen wir alle paar Kilometer. Immerhin sehr viel weniger als am Abend vorher.

Je näher wir an Uman heranrücken, um so deutlicher werden wieder die Zeichen harter Kämpfe. Teile abgestürzter und notgelandeter Flugzeuge liegen in den abgeernteten Feldern und stellenweise sieht man zu Hunderten die unheimlichen, heimtückischen „Fuchslöcher“, die gestaffelt drei bis fünf Meter neben der Straße gegraben sind.

Diesen Tag widmen wir zum großen Teil einem Studium der Kolchosen. Überall verstreut liegen diese kollektiven Siedelungen mit ihrem immer gleichen Aussehen, in ihrer immer gleich bleibenden Einfachheit. Es ist überall ungefähr dasselbe Bild, wo wir auch anhalten mögen, um neue Erfahrungen zu sammeln. Von

zehn Häusern besitzt vielleicht eines etwas ähnliches wie Bettwäsche. Im allgemeinen schlafen die Leute auf bequem zurecht gemachten Strohbetten. Ihre Ansprüche an das Leben stehen auf einem sehr niedern Niveau, und Vergnügen kennen sie überhaupt nicht. Für diese Menschen gibt es nur Arbeit und wieder Arbeit. Und zwar eine Arbeit gegen geringen Verdienst.

Die Schuld an diesem Übel trägt ausschließlich dieses bolschewistische System der Sowchos- (staatlichen) und Kolchos- (kollektiven) Wirtschaft.

Es gibt keinen selbständigen Gemüsehändler, keinen Hausbesitzer in unserm Sinne, und nicht einmal der junge Bursche, der auf den Straßen Zeitungen an den Mann zu bringen versucht, darf sich rühmen, selbständig zu sein. Im ersten Augenblick sieht es aus, als ob man sich nichts Besseres wünschen könne, als, frei von allen Sorgen um das Gedeihen des Geschäftes, vom Staat seinen Gehalt einzukassieren. Das scheint aber nur so. In Wirklichkeit ist es weit weniger ideal, denn die Bezahlung bewegt sich auf einer sehr niedrigen Stufe.

Das monatliche Durchschnittsgehalt für einen ungelernten Arbeiter und eine ungelernte Arbeiterin schwankt nach meinen persönlichen Erkundigungen zwischen 150 und 250 Rubel. Dasjenige für einen gelernten Arbeiter oder eine gelernte Arbeiterin zwischen 250 und 450 Rubel.

Die Abstufungen von dieser Basis aus nach oben sind sehr gering. Der Direktor einer Trikotagenfabrik erhielt 1000 Rubel, ein anderer 800 Rubel.

Weil alle diese Genossen Arbeiter Angestellte von Väterchen Stalin sind und auch die größten Anstrengungen in beruflicher Hinsicht als eine Pflicht betrachtet werden, die keine besondere Auszeichnung nötig hat und die deshalb zu keiner Gehaltserhöhung führt, haben sich im allgemeinen weder der Arbeiter noch der Direktor groß um das Gedeihen des Betriebes gekümmert.

Es liegt auf der Hand, daß es für den Staat nur ein Mittel geben konnte, um unter solchen Bedingungen das Pflichtbewußtsein der einzelnen Menschen wachzuhalten: die drakonische Strafe. Diese Maßnahmen gegen die „Saboteure“ der bolschewistischen Wirtschaft, wie sie genannt werden, finden eine konsequente und brutale Durchführung, die auch vor den obersten Stellen und Posten nicht halt macht. Das beweisen uns die in Europa hinlänglich bekannt gewordenen Prozesse gegen verantwortliche Wirtschaftsmänner.

Man möge sich das bitte genau vor Augen halten: Ein Arbeiter, der bis zu 15 Minuten zu spät im Betrieb erscheint, erhält beim ersten Male eine Verwarnung, beim zweiten Male drei Monate Gefängnis oder Zwangsarbeit. Bei mehr als 15 Minuten Verspätung blühen ihm sechs

Monate Gefängnis oder Zwangsarbeit und bei einer Wiederholung gleich ein ganzes Jahr.

Ich habe kaum einen Menschen gesprochen, der wegen Verspätung nicht wenigstens einmal verurteilt worden wäre. Bei Zwangsarbeit gibt es außer 60 bis 90 Kopeken Taschengeld nur die Verpflegung, und was diese Menschen im Gefängnis erwartet, das habe ich schon in einem andern Kapitel eingehend beschrieben. Es bleibt noch zu betonen, daß das Strafmaß Gefängnis oder Zwangsarbeit in den verschiedenen Distrikten verschieden gehandhabt wird. Der eine Genosse Distriktleiter begnügt sich mit der Verhängung von Zwangsarbeit, der andere fordert gleich Gefängnis.

Eine solche rigorose Methode der Bestrafung bei Verspätungen im Betrieb läßt sich natürlich ohne größere Schädigung des gesamten Wirtschaftsapparates nur in einem Lande durchführen, das über ein so unermessliches Reservoir an Menschen verfügt, wie es neben China nur noch Rußland aufweist, wo der Mensch als Mensch und Arbeitskraft so wenig gilt und wert ist, wie ein Zughund.

Was hat nun der Staat mit allen diesen Millionen und aber Millionen von Arbeitskräften getan, die ihm auf diese Weise jährlich praktisch gratis zur Ausnutzung zur Verfügung standen? Er verwendete sie zur Ausführung öffentlicher Arbeiten, er schickte sie in den Norden

Rußlands zur Urbarmachung der Wälder, in die Bergwerke Sibiriens und in die über das ganze Land verteilten Rüstungswerke. Es sind diese Menschen gewesen, mit denen der Staat unter Aufwendung geringster Mittel die enormen Verwaltungsbauten aus dem Boden stampfte, die wir in jeder Wochenschau bestaunen können. Sie sind gebaut mit keinem andern Aufwand, als den paar Minuten von Verspätungen, die sich russische Arbeiter beim Beginn ihrer Arbeit zuschulden kommen ließen. Fürwahr, ein billiges Bauen.

Dieser Ausschnitt aus dem für den Einzelnen folgeschweren und für den Staat willkommenen Strafmaßregister umfaßt aber nur einen Teil der Arbeitskräfte, die sich der Staat auf diese Art und Weise beschafft. Ich habe noch nicht von all den andern Strafen für „unge-
naues Arbeiten“, für „Nachlässigkeit in der Arbeit“ und ähnlichen straffälligen „Vergehen“ gesprochen. Welche Strafnormen für diese Fälle angesetzt sind, das zu ergründen, ist mir nicht gelungen. Die Angaben der einzelnen Personen sind so verschieden, daß ich für deren Richtigkeit keine Garantie übernehmen möchte. Fest zu stehen scheint nur eines: Auch in diesen Punkten war das Strafmaß hart, und auch hier hat sich der Staat wiederum Millionen billiger Arbeitskräfte verschafft. Kein Wunder also, wenn es mit der russischen Rüstung so ausgezeichnet klappte.

Wir wissen, daß alle diese Maßnahmen es trotzdem nicht fertig brachten, mehr als Durchschnittliches aus dem russischen Arbeiter und Angestellten herauszupumpen. Proportionell mit den immer wieder jeden Einzelnen treffenden Strafen und persönlichen Vergewaltigungen erweiterte sich im russischen Menschen das den Geist abtötende Gefühl der Machtlosigkeit bis zu dem Punkt, auf den ich schon wiederholt hingewiesen habe. In den leitenden Posten gesellte sich dazu noch die Tatsache, daß auch der fähigste Kopf wegen dem Fehlen jeglicher Kompetenzen und aus Angst, bei einem mißglückten Experiment die Verantwortung tragen zu müssen, sich im vorneherein hütete, etwas zu unternehmen, was nicht in seinen Anordnungen geschrieben stand.

Der „Ladenbesitzer“, also der leitende Angestellte des Geschäftes, sah sich nicht in der Lage, seinen Betrieb den Bedürfnissen der Kunden anzupassen und ihn eventuell zu erweitern, und der „Hausbesitzer“, dessen Aufgabe faktisch nur darin bestand, die Mieten einzukassieren, besaß nicht das Recht, nach seinem Ermessen notwendig erscheinende Reparaturen am Gebäude ausführen zu lassen. Und wie soll es die „Zentrale“ wissen, wenn in einem Kaufhaus von der Kundschaft doppelt so viel einer bestimmten Warengattung verlangt wird, als ihm zum Verkauf zugeteilt wurde. Und wie soll es die Zentrale wissen, wenn in einem Haus an der

X-Straße im dritten Stock ein Zimmer neu gestrichen werden muß. Freilich, der Ladenleiter und der Hausbesitzer müssen das melden und dann soll ein Auftrag kommen. Aber für gewöhnlich kommt er nicht oder erst nach sehr langer Zeit. Denn der Amtsweg ist überall in der Welt sehr lang, und in Rußland ist er noch viel länger.

Menschen, Kühe und Traktoren

Kolchosen gibt es nur unter der Landbevölkerung. Sie ist die Zusammenfassung einer Dorfgemeinschaft, als kleinste Einheit im Staate. Drei Kolchosen ergeben normalerweise eine Gemeinde, mehrere Gemeinden einen Rayon, mehrere Rayons einen Oblast und diese endlich eine Republik der Vereinigten Republiken der Sowjetunion.

Durchschnittlich besteht eine Kolchose — es hängt das weitgehend mit der Größe des Gebietes und der Bevölkerungsdichte zusammen — aus etwa 100 Familien. So ist es auch bei derjenigen, welcher ich mein besonderes Augenmerk gewidmet habe. Sie besteht aus etwa 400 Männern und Frauen und dazu noch etwa 50 bis 80 Kindern, die bereits ein arbeitsfähiges Alter erreicht haben. Diese Menschen bearbeiteten vor dem Kriege mit etwa 90 Pferden — abgesehen von den Traktoren — und nicht ganz 400 Kühen als Gemeingut rund 6000 Morgen

Land und erhielten dafür pro Arbeitstag von zwölf Stunden (nicht zehn Stunden wie in der Fabrik) neben einem Reallohn von 50 bis 80 Kopeken unterschiedlich zwei bis drei Kilo Getreide. Diese zwei bis drei Kilo entsprachen zusammen genommen etwa dem siebenten oder achten Teil der Ernte. Alles andere nahm — der Staat.

Jede Familie hatte außerdem das Recht, sich neben einem kleinen Garten, dessen Größe zwischen einem halben und dreiviertel Hektar schwankte, eine Kuh, zwei Schweine und etwas Federvieh als Privateigentum zu halten. Von diesen schönen Dingen war aber nach meinen Beobachtungen nur der Garten eine Realität, und in diesem ungepflegten und vollkommen verlotterten Privateigentum tummelten sich jeweils einige Hühner. Alles, was man an Pflanzungen sehen konnte, waren Sonnenblumen, die mit ihren reifen Körnern dem Bauern den Verbrauch des erhaltenen Getreides sparen helfen.

Alles andere ist Theorie, weil erstens die vom Kolchosleiter festgesetzte Norm der 100-prozentigen Arbeitsleistung so hoch war, daß niemand Zeit und Gelegenheit fand, sein eigenes Grundstück zu pflegen und zu bearbeiten, und weil zweitens die vom Staate dem privaten Besitz von Haustieren auferlegte Rindvieh- und Schweinesteuer so hoch angesetzt war, daß sich kein Mensch den Unterhalt solcher Tiere leisten konnte.

Diese Steuern blieben mit Absicht so hoch normiert, und damit komme ich auf das eigentliche Ziel und den eigentlichen Zweck dieser Einrichtungen zu sprechen. Warum führte der Bolschewismus die Kolchose ein und weshalb die Sowchose? Aus politischen und wirtschaftlichen Gründen. Politisch, weil durch eine Zusammenfassung der gesamten Landbevölkerung einerseits und einer Verstaatlichung der Betriebe andererseits der denkbar größte politische Einfluß zu erreichen war. Wirtschaftlich, weil damit ein Abhängigkeitsverhältnis des Volkes gegenüber dem Staate geschaffen wurde, das diesem enorme wirtschaftliche Machtmittel in die Hände spielte.

Auf dem Lande, innerhalb der Kolchosen, wurde dieser Zustand erreicht durch die Einführung des Traktors und der damit Hand in Hand gehenden Reduzierung von Zug- und Zuchtvieh, vor allem von Rindvieh und Pferden. Durch die Traktorenwirtschaft wurde der Bauer zum Schlachten gezwungen und kam damit automatisch immer mehr in ein Abhängigkeitsverhältnis zur Maschine. Um dieses Abhängigkeitsverhältnis noch zu forcieren, kamen dann von oben herab noch die großen Steuern auf die wenigen Stücke von Eigenvieh, auf Kühe, Pferde, Schweine.

Die Folgen dieser bolschewistischen Wirtschaftspolitik waren katastrophal. Der früher

begüterte, wenn auch nicht reiche russische Bauer wurde langsam blutarm, und vor allem sank das Lebensniveau — man kann in diesem Falle darunter nur die Verpflegung verstehen — auf ein Minimum. Weil der Bauer kein Vieh mehr hatte, konnte er auch kein Fleisch mehr essen. Es ist erschütternd, aber in diesem Lande, das den größten Viehbestand der Erde bergen könnte, sieht man nur selten Viehherden und auch dann nie sehr große. In diesem Lande, in welchem der Mensch vor 25 Jahren zum größten Teil nur von Fleisch und Brot lebte, ist infolge der Kolchosenwirtschaft nach einer Sowjetstatistik der Verbrauch an Frischfleisch um sage und schreibe 60 Prozent gesunken.

So griff ein Rad in das andere und eine Katastrophe führte automatisch zur nächsten. Der russische Rindviehbestand war derartig dezimiert, daß im letzten deutsch-russischen Handelsvertrag die Lieferung von deutschen Zuchtbullen an Rußland vorgesehen war. Diese Lieferungen kamen teilweise auch noch zur Durchführung.

Nebenbei bemerkt, war eine der Folgen dieses Rückganges an Rindvieh der sich bald einstellende vollkommene Mangel an Leder in der Ukraine. Fast nirgends in Rußland ist deshalb Leder zu erhalten, und die Kunstsohle, die in einigen europäischen Ländern erst während des Krieges eingeführt wurde, gibt es in Rußland

schon seit vielen Jahren. Wenigstens in bestimmten Gegenden. Meistens ist sie aus Holz.

Gesundung der Landwirtschaft

Wie wird sich nun unter dem neuen Herrscher die Umstellung von der Kolchosenwirtschaft zur Privatwirtschaft vollziehen? Das ist schwer zu sagen, und auch die in der Ukraine eingesetzten deutschen Fachleute sehen darüber noch nicht ganz klar. Eines ist jedoch sicher: Unter Ausschluß der Entstehung von Großgrundbesitz wird prinzipiell das Privateigentum wieder eingeführt. Diese langwierige und sicherlich Jahre erfordernde Umschaltung kann jedoch aus praktischen Erwägungen heraus nur allmählich erfolgen, weil ja das lebende Inventar fehlt, vor allem das Zugvieh, welches den Traktor im großen und ganzen, von Ausnahmen abgesehen, wieder ersetzen soll.

Vordringlich ist also die Lösung des Problems: wie kann möglichst schnell viel Zugvieh beschafft werden? Um in dieser Hinsicht auf den Bauern anregend zu wirken und in ihm die Freude zur Arbeit für sich selbst wieder zu wecken, haben die Deutschen als erstes die auf dem Vieh liegenden hohen Steuern gestrichen. Erst wenn durch diese Methode die Zahl des lebenden Inventars soweit angewachsen ist, daß sich der einzelne Bauer ohne Verwendung von Traktoren technisch in der Lage sieht, die Feld-

bestellung durchzuführen, kann an eine Zuteilung von Land gedacht werden, die dann mit den Jahren proportionell eine Steigerung erfahren dürfte. Ausschlaggebend für die Größe der zugeteilten Grundstücke wird, nach der nationalsozialistischen Wirtschaftsstruktur die Anzahl der Familienmitglieder sein.

Vorläufig wird der Zustand der Kolchosenwirtschaft während des Krieges aus technischen Gründen aufrecht erhalten. Jede Kolchose hat das Recht, sich einen Leiter aus ihren Reihen zu wählen, der für die Weiterführung der Geschäfte verantwortlich ist und der von den deutschen Besatzungsbehörden die für notwendig erachteten Weisungen entgegennimmt und ausführen läßt.

Die Einmischung der deutschen Fachleute und Militärs in die Kolchosen ist — schon aus praktischen und technischen Gründen — gleich Null. Denn es geht nicht an, in jede der nach Hunderttausenden zählenden Kolchosen einen Fachmann oder Aufseher zu setzen. Die gesamte Kontrolle beschränkt sich lediglich darauf, daß jeweils ein deutscher Landwirt die Oberaufsicht über eine gewisse Anzahl von Kolchosen führt, über einzelne oder mehrere, je nach den sie trennenden Entfernungen. Mit einem Gehilfen und einem Dolmetscher fährt er alle zwei Wochen einmal oder zweimal mit seinem Wagen in die ihm unterstellten Kolchosen und bespricht sich mit dem Kolchosenleiter.

Aus technischen Gründen wird also der Zustand der Kolchosenwirtschaft vorläufig aufrecht erhalten. Aber mit einem großen Unterschied, und der betrifft die Vergütung an die Bauern für ihre Arbeit.

Diese haben die große Erleichterung, daß sie nicht mehr jede siebente oder achte Garbe der Ernte für sich behalten dürfen, sondern jede dritte. An der Einbringung der diesjährigen Ernte hat es sich gezeigt, wie klug dieses großzügige Vorgehen gewesen ist. Es hat sich fürwahr gelohnt, und wenn man sich vorstellt, daß überall die Männer fehlten und es deshalb meistens die Frauen und Kinder gewesen sind, die mit ihrer Hände Arbeit eine Leistung vollbrachten, die früher nur die Traktoren schafften, so kann man daraus ersehen, daß es der Bolschewismus im Grunde genommen doch nicht fertig gebracht hat, das gesunde Bauerntum dieses ukrainischen Volkes zum Absterben zu bringen.

Stimmen aus dem Hintergrund

Schon das alte Rußland war zum größten Teil ein Bauernland. Dazu wurde im Verlaufe der ersten Revolutionsjahre auch noch der Besitz des Staates, der Gutsherren und der Klöster unter die ländliche Bevölkerung verteilt. Somit war Rußland das Land des selbständigen Bauern geworden.

In diesem Zustand wurde es vom Bolschewismus erfaßt und es begann die Ära Stalin, in der die Landbevölkerung einen umgekehrten Prozeß durchmachen mußte. Zu den Doktrinen der bolschewistischen Lehre gehört es bekanntlich, den Einzelbauern als solchen von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Was wir deshalb in den folgenden Jahren erlebten, war ein vom Bolschewismus in Szene gesetzter Vernichtungsfeldzug gegen den Einzelbauern, wie er in der Welt ohne Beispiel dasteht.

Das ganze Rußland sollte nach der kommunistischen Doktrin in große, staatlich geleitete Güter, in die sogen. „Kollektiv- und Sowjet-Wirtschaften“, d. h. in „Kolchosen“ und „Sowchosen“ eingeteilt werden. Der Bauer wurde entpersönlicht, die Familien mitsamt den Kindern kollektivisiert. „Kollektiv“ hieß die herrschende und allein gültige Formel im Agrarstaat Rußland. Man ging scharf ans Werk. Man scheute keine Mittel, um das gewünschte Ziel möglichst schnell zu erreichen. In dem nun einsetzenden Kampf wurde der beste Teil der Bauernschaft, nämlich derjenige, der mit der eigenen Scholle verwachsen war, der an seinem Hab und Gut hing — weil er nichts anderes hatte —, vernichtet. Rücksichtslos wurden Bauern zu „Kulaken“ gestempelt, als Konterrevolutionäre verschrien. Hunderttausende mußten ihr Leben lassen und Hunderttausende verbannte man nach dem schrecklichen Norden.

Der Bauer wehrte sich, aber vergebens. Er griff zu den Waffen, aber zwecklos. Ein Bauernaufstand nach dem andern wurde niedergeschlagen.

Da endlich begriff der russische Bauer, daß sein verzweifelter, unorganisierter Ringen sinn- und zwecklos ist. Und mit derselben Verzweiflung, mit der er sich vorher gegen die Kollektivisierung gewehrt hatte, stürzte er sich nun . . . in die Kollektive.

Das ging lawinenartig schnell und nichts konnte für diese unorganisierte Massenflucht in die Kollektive von Staats wegen vorbereitet werden. Das System versagte beim ersten Ansturm. Irgendwie hatte sich der Bauer durch die propagandistisch äußerst geschickt aufgezogenen Versprechungen der landwirtschaftlichen Behörden verführen lassen. Nun war er also in der Kollektive, und nun wollte er sie auch. Dem System konnte dies nur recht sein, denn es vereinfachte im wesentlichen die gesamte Arbeit. Man ging dazu über, auch das Klein-Inventar des Bauern zu vernichten — was nicht vorgesehen war — und man begründete diesen Schritt damit, es gäbe doch in den Kollektiven bald Elektrizität und Maschinen. Man erzählte sich Wundermärchen von diesen neuen komischen Dingen, mit denen man ohne viel Arbeit den Boden der Heimat bestellen könne, die einem das Paradies auf Erden versprochen: vom Traktor! Mit einem Wort: vom Fünfjahresplan!

Diese Tragödie des Sturzes des russischen Bauern in die Kollektive spiegelt sich in geradezu erschütternder Weise durch amtliche russische Angaben in folgenden Zahlen wieder: Diejenigen der Einzel-Bauernwirtschaften stiegen von 20 Millionen im Jahre 1916 auf 25,5 Millionen nach der Revolution. 1928 begann dann der Sturm, es begann die Kollektivisierung, aber ganz deutlich prägt sich vorerst noch der Widerstand der Bevölkerung aus. Am 1. Juli hatte man nur 2 Prozent der Wirtschaften kollektivisiert, im Juli 1929 waren es 3,1 Prozent und im Oktober 4,1 Prozent. Dann gaben die Bauern ihren Widerstand auf und die Zahlen stiegen ins Ungeheure: Januar 1930 21 Prozent, März 1930 58 Prozent, d. h. nahezu 15 Millionen Bauern-Wirtschaften! Und so ging es weiter bis auf 62,4 Prozent.

Mit der steigenden Kollektivisierung geriet der Bauer naturgemäß in ein immer mehr anwachsendes Abhängigkeitsverhältnis zum Staat. Das ging so weit, daß die Bauern als Leibeigene ihrer Behörden nicht nur während der Arbeit auf der Kollektive, sondern auch in ihrer Freizeit den Vorschriften und auch den willkürlichen Einfällen der Verwaltungen Folge zu leisten hatten. Über das persönliche Leid, von dem dadurch Millionen und aber Millionen von Bauern betroffen wurden, will ich nicht viel erzählen, weil ich sonst nie damit fertig werde. Man kann es sich aber vorstellen, wenn man in

der russischen Presse von Fällen liest, die sogar diesen Zeitungen Anlaß zu öffentlichen Reklamationen gaben. So schrieb die „Prawda“ in einem Bericht über die Zustände in der Kommune Schaumian (Nordkaukasus): „Man hat dort kurzerhand alles zu Sozialisten-Eigentum erklärt, und zwar nicht nur Kühe und Kleintiere, sondern auch das ganze Federvieh, ja, sogar die häuslichen Gebrauchsgegenstände, wie Löffel, Messer, Gabeln und Tassen. Die Mahlzeiten im eigenen Heim zu nehmen, wie es früher üblich war, wurde strengstens verboten. Denn es geziemt dem Sowjetbürger, gemeinsam in einer Speiseanstalt zu essen, wenn dort auch nur eine Tasse für zehn Leute vorhanden ist. Jegliches persönliches Eigentum wurde überhaupt gänzlich untersagt. Selbst als einer von den besten Stallknechten als Prämie ein Kalb erhielt, hatte er damit nur das Recht erworben, daß eines von den kommunalen Kälbern unter seinem Namen geführt werde. Er konnte somit lediglich, falls es ihm Spaß machte, eines von den Kälbern anfassen und verkünden: dieses Kalb wird als mein Kalb bezeichnet.“

Mit dem Satz: „Es ist leicht zu ersehen, daß durch solche Scherze weder Milch, noch Begeisterung, noch Arbeitsfreude geschaffen werden“, schließt das rote Blatt.

Im allgemeinen wurde die Kolchose von einem Direktor oder einem Leiter der politischen Abteilung verwaltet. Es ist nun interessant, fest-

zustellen, daß diese Kolchosen, die doch ausgesprochen staatliche Einrichtungen sind, in der Regel keine eigenen größeren Geräte, wie z. B. Traktoren, Pflüge oder Erntemaschinen besitzen. Warum? Weil die Herren in Moskau weder den Verwalter der Kollektive, und schon gar nicht den Kollektiv-Bauern mit übermäßigem Vertrauen beehren. Deshalb wurden die Produktionsmittel, die Maschinen, ihrerseits wiederum verstaatlicht und in sog. maschinentechnischen Stationen – MTS – zusammengezogen, die sie auf Wunsch an die Kollektiv-Wirtschaften ausliehen. Weil aber nicht nur die Kolchose ein staatlicher Betrieb ist, an dem das zuständige Ministerium Geld verdienen will, sondern auch die MTS, ergab sich der eigentümliche Fall, daß sich die letzteren für ihre den Kolchosen zur Verfügung gestellten Geräte hoch entschädigen ließen. Eine Folge dieses Zustandes waren unvermeidliche Spannungen zwischen den Kollektivbauern sowie den Arbeitern und Administrationen der MTS. Wie ich feststellen konnte, zogen bei den daraus entstandenen Streitigkeiten im allgemeinen die Bauern den kürzeren, weil die MTS einer höhern Instanz unterstellt ist und weil ihr deshalb mehr Kompetenzen und vor allen Dingen mehr Machtmittel zur Verfügung stehen.

Schon im Verlaufe der Kollektivisierung des russischen Bauerntums unternahmen die Bolschewisten den Versuch, das Schwergewicht der

landwirtschaftlichen Erzeugung nach großen Staatsgütern, nach sogen. „Getreidefabriken“ zu verlegen. Diese Sowjetgüter oder „Sowcho-sen“ haben jedoch aus unbekannten Gründen versagt, obgleich ihnen besonders erträglicher Boden — meistens in der Ukraine und im Schwarzerdegebiet — zugeteilt wurde. So kommt es, daß der Sowchose gegenüber der Kolchose im Laufe der Zeit eine zunehmend geringere Rolle zufiel.

Eine Folge der Existenz der Kolchose, Sowchose und in Verbindung damit auch der MTS, war ein durch den kommunistischen Ehrgeiz, durch Neid und persönliches Geltungsbedürfnis geschürter Konkurrenzkampf, der zu den unglaublichsten Mißständen führte. Eine Organisation versuchte die andere aus dem Felde zu schlagen. An und für sich wäre, objektiv betrachtet, gegen eine solche „Ankurbelung der Wirtschaft“ nichts einzuwenden, wenn sie auf gesunder Basis eine Verbreitung gefunden hätte. Das war aber nicht der Fall. Je nach Belieben und je nach Laune oder auch dem Können eines einzelnen Gewaltigen wurden Methoden eingeführt, die mehr schaden als nützen.

Ich möchte ein Beispiel anführen und dazu bemerken: Wenn ich das Original der Übersetzung nicht bei meinen Akten liegen hätte, würde ich glauben, es handle sich bei den nachfolgenden Berichten der „Prawda“ um den Stoff aus einem Witzblatt. Diesen Angaben zufolge wur-

den im Laufe der Erntearbeiten Kleinflugzeuge verwendet, die in zirka drei Minuten ihren Saatvorrat verstreut hatten und die dann zum Abholen von neuer Saat landen mußten. Die „Prawda“ schrieb dazu:

„Das Flugzeug verkürzt erheblich die Aussaatzeit. In fünf Stunden kann man 100 bis 300 Hektaren besäen und dadurch viel Arbeitszeit und Zugvieh einsparen. Leider ist die Saat vom Flugzeug aus aber vorläufig noch zu teuer, weil es nur 200 kg Saatgut mitnehmen kann. Es wäre jedoch empfehlenswert, größere Maschinen zu konstruieren, die imstande wären, die Unkosten zu verringern.“

In diesem Zusammenhang veröffentlicht die Zeitung auch einen Bericht, in welchem sie über die Fortschritte auf diesem Gebiet berichtet und den Lesern folgendes bekannt gibt:

„In Nowosibirsk hat die Abteilung der Luftflotte die Vorbereitung der Flugzeuge zur Frühljahrsaussaat beendet. Diesbezügliche Fliegerkurse sind durchgeführt worden. Ingenieure haben sich an Ort und Stelle begeben, um die Landungsplätze auszusuchen und Signalleute auszubilden. In diesem Frühjahr werden durch diese neue Verbesserung 9200 Hektaren, also 6610 Hektaren mehr als im vorigen Jahr, bestellt werden können.“

Jahrelang wurde dieser Unfug, die Verstreuerung des Saatgutes aus dem Flugzeug zu betreiben, aufrecht erhalten. Man kann sagen, es

war ein sehr teures Vergnügen, denn abgesehen vom kostbaren Saatgut, ging auch die für die Beackerung der Felder aufgewandte Arbeit nutzlos verloren. Trotzdem wagte es anfänglich niemand, auf den Unsinn dieser Methode hinzuweisen. Erst zwei Jahre vor dem Ausbruch des jetzigen Krieges haben die Moskauer Kommissare den Unfug erkannt und mußten sich entschließen, in dem Gesetz für Feldbestellung den folgenden Paragraphen aufzunehmen:

„Die allzu frühe Aussaat und die Aussaat mit dem Flugzeug ist verboten.“

Molotow zur Sozialisierung Sowjet-Rußlands

Folgende Zahlen aus der Regierungsrede von Molotow Ende des Jahres 1935 zeigen die ungeheure Umwälzung in der Schichtung des russischen Volkes, die von den Bolschewisten nur durch schärfste Maßnahmen erzwungen werden konnte:

	1913	1928	1934
Proletariat	16,7 %	17,3 %	28,1 %
davon: Industrie	12,4	15,8	24,9
Landwirtschaft	4,3	1,5	3,2
Kollektivbauern	—	2,9	45,9
Selbständige Bauern	65,1	72,9	22,5
Bourgeois (Händler, Kulaken)	15,9	4,5	0,1
davon: „Kulaken“-Groß- und Mittelbauern	12,3	3,7	0,09
Übrige (Studenten, Pensionäre, Soldaten)	2,3	2,4	3,4

Aus dieser Zusammenstellung ersieht man, daß 15,8 Prozent der Gesamtbevölkerung (hauptsächlich dem handel- und gewerbetreibenden Mittelstand, sowie vor allem dem Mittelbauer) die selbständige Erwerbstätigkeit geraubt wurde. Hierbei darf man nicht vergessen, daß Lenin durch die Einführung der sog. „neuen ökonomischen Politik“ dem Mittelstand Gewerbefreiheit zugesichert hatte. Nach Lenins Tod aber hat Stalin in kurzer Zeit alles umgekrempelt, was vielleicht an Ansätzen für eine organische Wirtschaftspolitik vorhanden gewesen war.

Ebenso wie bei der Unterdrückung der Religion, sind auch für die sogen. Sozialisierung Fünfjahrespläne aufgestellt worden. Im Jahre 1935 wurde der „sozialistische Sektor“ noch weiter bis auf 98,5 Prozent gesteigert. Nur 1,5 Prozent des Volkseinkommens entfielen also auf Einzelbauern, Kleinhändler u. dgl. Das Ziel des zweiten Fünfjahresplanes — die Vernichtung der selbständig Arbeitenden — wurde bereits im dritten Jahre erreicht.

Man wollte einen „klassenlosen Staat“ errichten, es wurde aber gerade das Gegenteil erreicht: die Experimental-Kunststücke des Kommunismus führten zu immer größeren Klassenunterschieden. Eine der wichtigsten Aufgaben der später in GPU umgetauften Tscheka und Sowjetpolizei bestand und besteht auch heute noch in der Ausübung einer strengen Unter-

drückung des privaten Handels. Es liegt auf der Hand, daß sie in ihren Bestrebungen von der Gesetzgebung, der Staatsanwaltschaft, den Gerichten und sämtlichen Zeitungen unterstützt werden. Der Begriff „Händler“ — geschweige denn „Kaufmann“ — wurde gleich dem des Spekulanten gesetzt, und wenn sich z. B. bei einer Gerichtsverhandlung herausstellte, daß der Angeklagte aus einer Händlerfamilie stammte, so war er schon verurteilt und wurde meist mit sehr hohen Strafen belegt. Wird doch ein Händlersohn in der kommunistischen Praxis gleich mit denen, deren Väter in der Zarenzeit Beamte, Offiziere oder gar Geistliche waren, gestellt und als „Klassenfeind“ angesehen. Trotz aller Verfolgung aber konnte der insgeheim betriebene Handel nicht gänzlich ausgemerzt werden. Ich habe darauf bereits in einem andern Kapitel hingewiesen und es ist auch aus andern Beobachtungen ersichtlich, die im weiteren Verlaufe des Buches noch folgen werden.

Aus einer anderen Programmrede Molotows ist zu entnehmen, daß bei der Lebensmittelversorgung die nichtbäuerliche Bevölkerung Rußlands in vier Kategorien eingeteilt war: in die „besondere“ Kategorie (Tscheka, Militär, Kommunisten samt ihren Angehörigen und Verwandten) mit 10,3 Millionen, die erste Kategorie mit 11,8 Millionen, die zweite Kategorie mit 9,6 Millionen und die dritte Kategorie mit 8,6 Millionen. Im ganzen erfaßte die amtlich fest-

gesetzte Lebensmittelversorgung also 40,3 Millionen Menschen und es braucht nicht ausdrücklich darauf hingewiesen zu werden, daß dabei die „besondere“ und die „erste“ Kategorie bevorzugt wurden.

In den letzten Jahren ging die Parteipropaganda unter der Bevölkerung mit der anscheinend für diese Leute Seligkeit bedeutenden Tatsache hausieren, daß man Brot und Lebensmittel frei kaufen könne; man verschwieg aber mit voller Absicht, daß diese Maßnahme für den Staat einen sehr großen Gewinn bedeutet hat, weil er vorher den Bauern vorsorglich große Mengen von Getreide und Kartoffeln für Spottpreise abgenommen hatte. Der Brotpreis wurde nunmehr auf 80 bis 150 Kopeken pro Kilo — je nach Gebiet — gewaltig gesteigert und betrug umgerechnet Fr. 2.80 bis 5.—. Die zugleich zugebilligte Lohnsteigerung war demgegenüber ganz unzulänglich und betrug nur ca. 10 v. H. Wie aus diesem Buche hervorgeht, betrug aber der Monatsgehalt eines Arbeiters im Mittel höchstens 330 Rubel. Wir wollen dabei auch gleichzeitig einen Blick auf die Unterstützungsaktionen werfen, die sich, soweit sie vom bolschewistischen Rußland überhaupt eingeführt wurden, auf einem himmeltraurigen Niveau bewegten. Aus Sowjetstatistiken läßt sich entnehmen, daß die bevorzugten „Invaliden, erster und zweiter Klasse“ etwa 40 Rubel und die 422,100 Familien, „welche den Ernährer

verloren hatten", sogar nur 30 Rubel monatlich bekommen. Man muß sich fragen, wie sich denn diese Leute ernähren sollen, wo sie doch für ein Kilo Brot im Durchschnitt 1 Rubel und 15 Kopeken bezahlen müssen und wo doch vorher die Miete für die „Wohnfläche“ abzugeben ist. Da außerdem beispielsweise 1 kg Schweinefleisch bis zu 10 Rubel kostet, sind diese Millionen von Sowjetbürgern nur auf etwas Brot angewiesen, im übrigen müssen sie sich mit Wasser begnügen.

Außer dem Handel ist auch das Ausüben eines freien Gewerbes verboten. Die Handwerker sind, soweit sie nicht, wie die meisten, als Fabrikarbeiter eingezogen wurden, in sogen. Arteli zusammengefaßt, wo sie einer Oberraufsicht unterstellt sind. Diese Unterdrückung des Handels im freien Gewerbe ging sogar soweit, auch die Heimarbeit zu verbieten. Wir möchten uns zu diesem Thema jeder persönlichen Stellungnahme enthalten und uns mit der Wiedergabe eines Briefes begnügen, den ein russischer Arbeiter an die „Prawda“ schrieb und der dort interessanterweise auch veröffentlicht wurde:

„Ich bitte die Redaktion der ‚Prawda‘, mich in Schutz zu nehmen. Seit Jahren arbeite ich im Kolchos ‚Perwomajsk‘ als einfaches Mitglied. Ich besitze nichts als das mit vieler Mühe erbaute kleine Häuschen. Außer der Arbeit im Kolchos hatten weder ich noch meine Frau irgendwelche Beschäftigung und Verdienst. Plötz-

lich wurde ich vom Stadtsowjet zu Tischlerarbeiten abkommandiert. Ich kam nach Moskau, wo ich noch heute in der Fabrik ‚Bogatir‘ arbeite. Ich war gezwungen, meine Frau mittellos zurückzulassen, da infolge der Wohnungsnot in Moskau keine Unterkunft zu finden ist. Sie sah sich deshalb genötigt, Heimarbeit im Nähen anzunehmen. Während der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Moskau konnte ich meine Frau mit zwei Lebensmittelpaketen unterstützen, außerdem erhielt sie von Verwandten ein Paket mit 2,5 m Kleiderstoff. Das Paket wurde meiner Frau beim Verlassen des Postamtes von dem Agenten Schewachin abgenommen. Anschließend wurde bei ihr eine gründliche Haussuchung durchgeführt und die vorgefundenen Kleiderstoffe und Zutaten ihrer Kundschaft beschlagnahmt. Als Antwort auf den energischen Protest meiner Frau wurde sie wegen Ausübung des unerlaubten Nähgewerbes mit 1300.— Rubel Geldstrafe belegt und bis auf einige Möbelstücke ihrer gesamten Habe beraubt. — Ich bitte die ‚Prawda‘ um Aufklärung. Ist diese Ungesetzlichkeit zulässig, auch wenn meine Frau gegen die Gewerbeordnung verstoßen haben sollte? Eine Nähmaschine hat meine Frau nie besessen, sondern sie hat auf den Nähmaschinen ihrer Kundschaft gearbeitet und im Laufe eines Jahres höchstens 3—4 Monate Beschäftigung gehabt. Weshalb bestraft man unsere Arbeit so hart, denn auch bei intensivster Näharbeit kann

eine Näherin in Heimarbeit im ganzen Jahr niemals 1300.— Rubel verdienen.

Gez.: Siskin, Arbeiter der Fabrik „Bogatir“.

Ich glaube, ein Kommentar zu diesem Brief ist überflüssig!

Am Schwarzen Meer

Uman, seine geistigen Tankstellen und die ersten Kapitalisten

Uman behauptet von sich, wie so viele andere russische Siedelungen, eine Stadt zu sein. Es hatte in normalen Zeiten 60,000 Einwohner, aber wie Brody, Tarnopol und andere, die ich noch besucht habe, hat es keine Kanalisation, keine moderne Wasseranlage und andere zivilisatorischen Einrichtungen, auf die in unsern Breiten auch ein kleines Dorf nicht gerne verzichten würde. Dafür gibt es eine große Brauerei (die Russen nennen sie wie die Spanier Bierfabrik) und eine noch größere Schnapsbrennerei. Auf diese beiden Brennpunkte geistigen Genusses konzentrierte sich während der sehr harten, acht Tage dauernden Kämpfe um die Stadt das Interesse eines Teiles der roten Soldaten. Gemäß der Parole von Stalin, vor dem Rückzuge alles zu zerstören, was dem Feinde dienlich sein könnte, wurden die Lager der beiden Fabriken restlos ausgetrunken. Die Bewohner von Uman erzählen, wie etwa 250 Mann kurz vor dem Einmarsch der Deutschen derart betrunken waren, daß sie auf allen Vieren auf die Straße herauskrochen und sich unbewußt

und unbeschwert ihrem neuen Schicksal ergaben. Diese 250 Mann hatten, weil nicht genügend Gläser und Flaschen vorhanden waren, um jedem einzelnen zur selben Zeit gerecht zu werden, gewissermaßen aus technischen Gründen die Vorräte auslaufen lassen und auf dem Bauche in den Räumen liegend den Schnaps vom Boden weggetrunken. Die Nachwirkungen dieses Festes lassen sich noch heute feststellen. Nicht nur in den Fabriken, sondern schon auf dem Wege dorthin: die ganze Umgebung stinkt noch von Schnaps und Bier.

Ich erzähle davon, weil auch dies ein typisches Beispiel für die Hemmungslosigkeit des russischen Menschen ist. Immer sind es die Extreme, die sich Bahn brechen. Es ist ganz gleich, ob er sich wie ein Löwe wehrt, ob er sich mit unübertrefflicher Tücke aus dem Hinterhalt verteidigt, ob er vor Sentimentalität zerfließt oder den ausgelaufenen Inhalt von Schnapsfässern vom Boden wegsäuft.

Es ist sehr schwer, mit solchen Menschen etwas zu erreichen.

Mit einigen von ihnen ließ sich aber in der Stadt Uman doch etwas anfangen, und da und dort sprießen schon bescheidene Mauerblümchen der Privatwirtschaft. Vorläufig sind es ihrer drei. Der erste „Kapitalist“ entsprang aus dem Bedürfnis der Soldaten, die dreckigen Stiefel nicht selbst putzen zu müssen, sondern dafür lieber eine Zigarette zu opfern oder drei

Rubel zu bezahlen. Nach einiger Zeit stellte der Schuhputzer zwei Angestellte ein, einen halbwüchsigen Jungen und ein Mädchen. Nun fühlt er sich bereits als Herr Oberschuhputzer; er hat sich einen Kragen umgelegt und eine Krawatte und sich dazu noch sehr sauber die Hände gewaschen. Natürlich arbeitet er nicht, sondern steht nur dabei, macht Stielaugen und kassiert, Zigaretten rauchend, die drei Rubel. Die Leute aus dem Städtchen kommen manchmal vorbei und blicken kopfschüttelnd und staunend auf diesen Krösus, der sich an einer Straßenecke ein Geschäft gegründet hat. Sie können nicht verstehen, daß es so etwas gibt. Da verdient einer Geld und leistet nichts dafür. — Aber keinem fällt es ein, auch zu einem deutschen Feldwebel zu laufen, sich von ihm zwei Bürsten und eine Büchse Schuhcreme schenken zu lassen, um ebenfalls so einen Götterladen aufzumachen.

Der zweite selbständige Kaufmann malt für die Läden und Geschäfte Umans in deutscher und ukrainischer Sprache immer mit den selben Lettern und der gleichen Anordnung schwarz auf himmelblauem Untergrund Firmenschilder, und der dritte hat eine Werkstatt „für feine Mechanik“ eröffnet. Das ist immerhin schon etwas und schon eine persönliche Leistung.

Sonst gibt es nicht viel über Uman zu berichten. Zwei Nächte schlafen wir in diesem Nest und warten nur darauf, daß die Straßen

etwas trockener werden. Dann geht es eines Morgens wieder hinaus aus der Stadt.

Der Krieg fährt dahin wie ein nächtlicher Spuk

Es ist noch nicht sieben Uhr morgens und weißer Nebel liegt über der Landschaft. Wir fahren gegen Nikolajew, und wie eine runde Scheibe aus Platin klebt die Sonne noch licht- und kraftlos ganz hinten am Firmament. Die Straße ist etwas besser als an den Tagen vorher, und nur die Schlaglöcher werden immer häufiger. Das wird man verstehen, wenn man weiß, daß vorher über sie hinweg ganze Armeen rollten.

Wie sich der Nebel lichtet und die Sonne zu strahlen beginnt, fühlen wir uns alle überwältigt von dem ergreifenden Bild der Natur. Stundenlang fahren wir dahin, stundenlang sehen wir keinen Baum und keinen Strauch. Nur einmal ein kleines Massiv von Felsen, hin und wieder ein Dorf oder ein einzelnes Haus, aber sonst nur ... Telegraphenstangen.

An nichts läßt sich erkennen, daß hier einmal die Kriegsfurie vorbeigerast ist. Ich sage ausdrücklich „vorbeigerast“, denn bei dem Tempo der heutigen Kriegführung ist so ein Kampf, wo er sich nicht stabilisiert, mit einem Spuk zu vergleichen. Ein alter russischer Bauer hat es mir gesagt: „Ich wußte gar nicht, wie es eigentlich kam. Ich war auf dem Feld mit meiner Frau

und meinen Enkelkindern. Weit vorne lag irgendwo die Front, aber wir kannten sie nur vom Hörensagen und den Geschichten, die Soldaten darüber erzählten. Manchmal vernahmen wir weit, weit weg das dumpfe Donnern von Kanonen oder beobachteten Flugzeuge, die immer sehr hoch über uns hinwegflogen. Aber das war alles. Dann hörten wir eines Tags in den frühen Morgenstunden sehr deutliches Schießen. Es nahten viele Flugzeuge, die jetzt sehr niedrig flogen, und auf der Straße rasten Automobile vorüber. In diesen Autos saßen zuerst unsere Soldaten, es sind auch Tanks dabei gewesen und Lastwagen. Aber bald waren es andere, es waren Deutsche. Dann ließ das Schießen nach, es verschwand, immer leiser werdend, immer weiter dort drüben hinter dem Dorf, und nur die unendlichen Kolonnen von Lastwagen und Panzern zogen noch durch Tage und Nächte an unserm Haus vorbei. An einem solchen Tag kam auch ein deutscher Soldat, rief die ganze Kolchos zusammen und frug uns, welchen von den Männern wir am liebsten hätten und welchem wir das größte Vertrauen schenken würden. Wir nannten den alten Petrowitch, den er dann zu unserm Vorsteher ernannte. Dann ging er weg und am nächsten Tage kam er wieder mit einem Lastwagen voll Sicheln und Sensen, damit wir das Getreide ernten können. Er sagte, wir sollten weiter arbeiten, als wenn nichts geschehen sei und keine Angst vor den Deutschen

haben. Dann ist der Krieg für uns vorbei gewesen."

Ja, dort, wo er sich nicht festsetzt, ist so ein moderner Krieg fast gar nicht unangenehm. Beinahe so etwas wie ein Segen für die Zivilbevölkerung, die dann von allen Folgen verschont bleibt, unter denen sie bei einem andern Verlauf zu leiden hätte.

Es muß überhaupt einmal festgehalten werden, daß sich die Zerstörungen durch Kampfhandlungen, gemessen an der Unendlichkeit des russischen Raumes, in sehr bescheidenen Grenzen halten. Dieser erfreuliche Umstand läßt sich sehr einfach erklären. Gekämpft wurde ja in der Hauptsache nicht in den Städten, sondern im Gelände. Was in den Städten durch den angreifenden Gegner dem Erdboden gleichgemacht wurde, das sind militärische Ziele, sind Kasernen, Wasser- und Elektrizitätswerke, das sind Verwaltungsgebäude und Bahnhöfe. Alles andere aber wurde vor dem Abzug durch die Russen selbst in die Luft gesprengt oder in Brand gesteckt. Es gibt daher Städte, wie z. B. Kischinew, die ich viel später auf der Rückreise nach Bukarest besuchte, in welchen die bolschewistische Feuerwehr aus ihren Schlauchleitungen Benzin gegen die Häuser spritzte, ehe diese angezündet wurden. Kein Wunder also, wenn so vieles niedergebrannt ist, kein Wunder, wenn die Bevölkerung gerade der Städte unsagbare Not vor sich sieht.

Nach Nikolajew

Später wird die Landschaft fast plötzlich grün und die Unendlichkeit der Ukraine erfährt eine Unterbrechung. Vereinzelte Bäume stehen da, und wir sehen Gärten. Ich unterscheide Aprikosen- und Zwetschgenbäume und ganz vorne eine Reihe gegen den Himmel ragender Pappeln. Wo Pappeln sind, da gibt es aber auch Wasser. Immer stärker spürt man den das Klima mildernden Einfluß des Schwarzen Meeres. Es ist auch viel wärmer geworden, und zum erstenmal auf dieser Reise ziehe ich meinen Rock aus.

Auf einmal sehen wir von einer Anhöhe aus einen sich quer durch die Landschaft ziehenden Silberstreifen von Wasser. Ist es ein Fluß oder ist es ein See? Es ist die Mündung des Senjucha in den Bug. Hier beginnt sein Unterlauf, und in Perwomaisk, wo wir ihn überqueren, erreichen wir den militärischen und verwaltungstechnischen Interessenraum Rumäniens. Die Soldaten Antonescus stehen auf der einen Seite der Brücke Wache und die der Wehrmacht auf der andern.

Wir passieren Wosnesensk, ein schön gelegenes, großes Dorf. Die italienische Flagge hängt vor einem Haus, es gibt viel Militär, und ich sehe auch einige rumänische Soldaten. Weil die Natur langsam einen mehr hügeligen Charakter annimmt und weil es hier Steine gibt und Felsen, ändert sich auch wesentlich der Typus der

Häuser. Endlich sehen wir einmal etwas anderes als diese ewig gleichbleibenden, weißgetünchten und mit Stroh bedeckten Kolchoshäuser. Endlich sehen wir wieder einmal Bauten aus Stein mit schönen, roten Ziegeldächern. Mannshohe Mauern, aus rohen, übereinandergeschichteten Steinen schließen jedes der himmelblau gestrichenen Häuser ein und geben dem ganzen das Gepräge einer slawischen Bauernlandschaft.

Sie zieht sich von uns aus gesehen in nordöstlicher Richtung hügelig, bergig dahin, bis weit hinaus über das Erzgebiet von Kriwoi Rog, von dem wir etwa 150 Kilometer entfernt sind. Aber in unserer Fahrtrichtung, nach dem Süden, verliert sich alles wieder in einer unendlich scheinenden Fläche, und der Reichtum dieses fruchtbaren Landes, die Getreidefelder, breiten sich bis an die Wasser des Schwarzen Meeres aus.

Das Gesamtbild wird jetzt immer kriegerischer. Wir fahren an deutschen Nachschubkolonnen vorbei und schlucken den Staub von wild dahinrasenden Kraftfahrern. Stets trifft sich die Straße wieder mit dem Bug, der jedesmal, wenn er in unser Blickfeld kommt, noch breiter ist. Schon schätze ich 600 bis 700 Meter.

Wieder fahren wir stundenlang, und auf einmal sehen wir von einer Anhöhe herab klar und deutlich die Silhouette einer Stadt: Nikolajew. Wie ein Lineal legt sich rechts von ihr die längste

Hilfsbrücke der Welt — 900 Meter! — über den Liman des Bug. Es ist keine Pontonbrücke, sondern sie steht auf dicht nebeneinander in das Wasser gelegten und mit Eisenhaken zusammengeklammerten Baumstämmen. Wie das im Winter funktionieren wird, kann noch niemand sagen, denn 80—90 Tage im Jahr friert der Bug zu, und die Eisschollen zermalmen alles, was sich im Wasser befindet.

Wir passieren den Flugplatz, auf dessen dunkler Erde wie fette, vollgefressene Fliegen die dunkel gestrichenen Maschinen stehen, und gleich dahinter beginnen die ersten Werftanlagen. Riesige Krane ragen weit hinaus in die Lüfte. Ein Zug Gefangener geht schwerfällig vorbei. Dann erreichen wir bei strahlendem Sonnenschein über eine kleine Hilfsbrücke die eigentliche Stadt.

An den Wänden kleben Anschläge: „Die Volksdeutschen in der Ukraine stehen unter dem Schutze der deutschen Wehrmacht. Wer sich an ihnen oder ihrem Besitz vergreift, wird erschossen.“ Es sind auch noch andere, ähnliche Bekanntmachungen zu lesen, zum Beispiel: „Wer plündert, wird erschossen“, und dazu Hinweise auf versprengte russische Truppenteile oder Einzelpersonen in den rückwärtigen Linien, die sich den deutschen Behörden zu melden haben, andernfalls werden sie als Partisanen behandelt und erschossen.

Das Wort „erschießen“ und der Satz „mit dem Tode bestraft“ spielt hier bei Bekanntmachungen eine große Rolle. Wenn dem nicht so wäre, würde es schwierig fallen, für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung zu sorgen. Die Bevölkerung hat das begriffen, und bei den deutschen Stellen wird allenthalben das weitgehende Verständnis hervorgehoben, das die Russen in diesen Gebieten für ihre neue Lage aufbringen.

Nikolajew ist stark zerstört, und weil die Bolschewisten vor ihrem Abzug so viel wie möglich von den aufgestapelten Lebensmittelvorräten verbrannten, geht es der Bevölkerung sehr schlecht. Immerhin noch besser als an andern Orten, denn die Wehrmacht verteilt an jeden Menschen im Tag 200 Gramm Brot. Nach andern Genüssen muß sich der Einzelne selbst umsehen, und das ist nicht leicht. Um nicht zu sagen, praktisch unmöglich.

Die Stadt, die vor dem Kriege 167,000 Einwohner zählte, wurde im Jahre der Französischen Revolution, 1789, unter Katharina II., der Großen, von Potemkin gegründet. Heute sind von ihr, wie bereits einmal betont, große Teile zerstört, und man muß sich nur wundern, daß in der Eile meistens gerade die Dinge vergessen wurden, die für die Wehrmacht den meisten Wert besitzen. Alle Verwaltungsgebäude der großen Werft zum Beispiel sind restlos niedergebrannt, aber von den Montagehallen und

ihren kostbaren Maschinen stehen noch wenigstens 80 Prozent.

Etwas Interessantes bietet Nikolajew nicht. Eigentlich ist es keine Stadt und kein Dorf, sondern ein Mittelding zwischen beiden, für das es schwer fällt, einen Namen zu finden. Seine Bedeutung liegt einzig und allein in den Zahlen, die sich aus den Statistiken entnehmen lassen. Es gibt zwar einige Prunkbauten, die scheinbar zusammenhanglos in unkultiviertes Gelände gebaut wurden und um die herum sich dann später zwangsläufig die Straßen gruppieren mußten. Aber auch von diesen Straßen in einer Stadt mit 167,000 Einwohnern ist keine einzige asphaltiert, und dort, wo sie geschottert wurden, ist auch da noch beim Befahren ein Wagen mit sehr starken Federn zu empfehlen. Die Menschen passen sich dieser vollkommen reizlosen Umgebung an, und wenn man auch berücksichtigt, daß die Folgen des Krieges die Mißstände besonders hervorheben lassen, so kann es einem offenen Auge doch nicht entgehen, wie wenig hier getan wurde, um der Stadt den Anstrich einer in kurzer Zeit aus der Erde gestampften Siedelung zu nehmen. Und dabei wurde Nikolajew schon vor mehr als 150 Jahren gegründet.

Die deutschen Behörden geben sich viel Mühe, die Menschen aufzurütteln. Es wird gut organisiert und mancherlei unternommen, um die Leute an Ordnung und Disziplin zu gewöhnen. Natürlich stellt man nicht auf einmal

große Ansprüche, sondern fängt ganz einfach an.

An den Straßenbahnen steht so groß, daß keiner es übersehen kann, geschrieben: „Hier einsteigen“ und „Hier nicht einsteigen“. Das „nicht“ ist sogar noch unterstrichen. Gar manchen einfachen Russen kann man schon mit einem Fuß auf dem Trittbrett des Wagens stehen sehen, bis er endlich liest: „Hier nicht einsteigen“. Es geht ihm schwer in den harten Schädel, warum diese Deutschen nur auf der hintern Plattform das Einsteigen erlauben und nur auf der vordern das Aussteigen. Aber er nimmt auf alle Fälle seinen Fuß wieder vom Trittbrett und geht die paar Schritte zurück.

Dreimal, viermal kann ihm das passieren und ein dutzendmal, wenn er sehr schwerfällig von Begriff ist. Schließlich geht es automatisch.

So ist es auch in andern Dingen. Man darf nur die Geduld nie verlieren und muß immer ganz unten anfangen. Der Russe ist ja von Natur nicht böse, das beweist seine Tradition. Er ist nur ein schrecklich naives Kind, das der Macht seines mehr als 20jährigen Schicksals erlegen ist.

Augenblicklich gibt es hier nur eine Konjunktur, und das ist die der Kirche. Wie in Kiew und Shitomir und wie in allen andern Städten haben die täglichen Gottesdienste einen Zudrang zu verzeichnen, der kaum vorstellbar ist. Den Glauben an Gott und an ihre Kirche hat

der Bolschewismus in diesen Menschen doch nicht töten können. Wohl das Bekenntnis nach außen, denn es bleibt verborgen unter den Schrecken des Terrors, aber nicht dasjenige nach innen.

Der Pope einer Kirche sagte: „Man hat uns zwar die Türme unserer Gotteshäuser abgeschlagen oder aus ihnen Warenhäuser, Museen oder Kinos gemacht. Aber Kirchen sind es in Gottes Namen doch geblieben. Und in jeder der vier, die heute der Bevölkerung wieder zugänglich sind, können wir dem Andrang der Menschen, vor allem der Bauern, kaum mehr gerecht werden, die sich . . . taufen lassen.“

Im eroberten Odessa

Am Wegrand

Hier in Nikolajew und dem 80 Kilometer südlich davon am Schwarzen Meer gelegenen Otschakow haben wir das äußerste Ziel unserer Reise erreicht. Alles, was wir noch sehen werden, liegt am Wege einer langen Heimkehr.

Sie beginnt am nächsten Morgen. In der Nacht hat es wieder geregnet, und große Besorgnis hinsichtlich der Straßenverhältnisse hält uns umfassen. Am Morgen aber scheint die Sonne, und nach fast einstündiger Wartezeit vor der Pontonbrücke, die nur im Einbahnverkehr freigegeben ist, fahren wir zum letzten Male — wer weiß für wie lange und ob nicht für immer — über den Liman des Bug hinüber auf die andere Seite, wo vorläufig nur noch rumänische Soldaten zu sehen sind.

Ein letzter Blick auf die Anhöhe hinter uns. Einige frühe Sonnenstrahlen fallen auf die Ruinen von Nikolajew, fahles Blätterwerk wirbelt durch den Herbstwind, aufgegriffen durch die Lüfte, aber ganz weit hinten im Osten ziehen sich schon wieder schwarze Gewitterwolken zusammen.

Etwa 30 Kilometer verfolgen wir die Strecke in Richtung auf Otschakow, dann fahren wir einmal mehr durch unbekanntes Gebiet. Trotz des frühen Morgens kommen uns schon wieder die mit Menschen und Vieh beladenen, niederen und langgestreckten Leiterwagen der russischen Flüchtlinge entgegen oder werden überholt. Magere Klepper ziehen die schweren Lasten, und aus den verhärmten Gesichtern der Bauern läßt sich die harte Arbeit ablesen, die auch hier, wie überall in der Welt, das Brot des Landmannes so kostbar macht. Diese Gesichter passen so recht zu der Umgebung, durch die wir fahren und die nur dann unterbrochen wird, wenn wir von einer Anhöhe aus das weite Schwarze Meer erkennen.

Einmal müssen wir halten, und aus lauter langer Weile sprechen wir die nächstbeste Familie an, die neben uns ihren Karren anhält, um, wie wir, eine Kolonne passieren zu lassen.

Diesmal brauche ich keinen Dolmetscher.

Die drei ältern Leute, die da auf ihrem Wagen sitzen, heißen Maria, Jakob und Peter Sprung und sind aus Katharinenthal bei Mannheim. Ich meine natürlich das Mannheim bei Worms und Speyer, alles volksdeutsche Siedelungen im Gebiete des untern Bug. Sie sind hier geboren und kennen Deutschland nur vom Hörensagen. Ihre Großeltern waren aus Heidelberg am Neckar ausgewandert, und obwohl darüber weit mehr als ein Jahrhundert verstrichen ist, sprechen

diese Leute unter sich immer noch eine Art pfälzischen Dialekts.

Jakob Sprung erzählt aus seinem Dorf, während Frau Maria und Peter bemüht sind, ein grunzendes Schwein zum Schweigen zu bringen, dem eine aufgeregte Henne immer mit den Flügeln flatternd um die Ohren haut. Mit diesem Schwein und zwei Schafen fahren die drei in die Stadt, um, wenn möglich, Kleider dagegen einzutauschen. Sprung erzählt zuerst von Katharinenburg, aus dem von 400 erwachsenen Einwohnern kurz vor der Besetzung durch die Deutschen, nach seinen Angaben 300 Männer und Frauen, wer weiß wohin, abgeführt wurden. Dann spricht er von seinem Bruder, den die Russen 1936 nach Sibirien holten, um ihn dort Bäume fällen zu lassen, bis er zwei Jahre später in der Kälte einging. Er erzählt auch von sich und erwähnt mit größter Selbstverständlichkeit, seit 1921 habe er jedes Jahr, wie es Gott gegeben habe, einmal im Gefängnis in Nikolajew gesessen. Einmal gleich ein ganzes Jahr, dann ein halbes, dann drei Monate, sieben, zwei . . . er weiß das noch ganz genau.

Frau Sprung fährt dazwischen und sagt zu ihrem Manne, er solle sich schämen, landfremden Menschen so etwas zu erzählen, aber ihm ist das gleich. Ganz stolz gibt er einen Bericht darüber, wie die Russen alles Vieh aus dem Dorfe wegtrieben, als es hieß, die Germansky würden kommen. Er, Jakob Sprung, wäre ihnen

aber nachgegangen, habe gerade in dem Augenblick zugegriffen, als von einer ganz andern Seite die ersten deutschen Panzer aufgetaucht seien, und habe alles wieder glücklich ins Dorf zurückgebracht.

Wir schenken ihm und seinem Bruder Zigaretten zum Abschied, der Frau etwas Essen und wünschen ihnen recht viel Glück.

Das Ziel in Feuer und Wasser

Es regnet jetzt leicht und am Himmel hängen dicke Wolken. Nur über dem Meer liegt ein schmaler Streifen blauen Himmels und unter ihm spiegeln sich grün die Wasser. Der Küste entlang laufen überall Drahtverhaue, und Dutzende von weißen Tafeln warnen vor dem Betreten des Geländes. Wegen der erwarteten Landungsversuche hatten die Russen alles vermint.

Zum ersten Mal sehe ich hier, daß die Rote Armee alle Telegraphenmasten umgelegt hat. Nun wird überall an der Errichtung neuer Anlagen gearbeitet, und Infanterie und Pioniere schaffen Hand in Hand. Vor uns ist eine Brücke gesprengt. Überall liegen Balken und anderes Baumaterial, und starke Patrouillen kontrollieren die Küste, denn man fühlt sich noch nicht ganz sicher in dieser Gegend. Durch einen seichten Arm des Meeres fahren wir durch Schlamm und Sand auf die andere Seite. Andauernd kommen uns Verbände zurückflutender Truppen

entgegen. Singend waten sie teilweise durch Morast und niederes Wasser, um die Straße nicht zu verstopfen.

Diese jungen Menschen hatten vor zwei Tagen Odessa erobert.

Wieder fahren wir durch die Kornfelder der Ukraine. Manchmal sind sie jetzt von Gestrüch durchbrochen. Weiter westwärts sehen wir ein trauriges Bild. Rumänische Spezialtrupps suchen das Gelände nach gefallen Kameraden ab und schaufeln neue Gräber. Die ersten Tanksperrren und Tankfallen versperren den Weg. Dann, als wir eine Anhöhe hinauffahren, sehen wir von oben in einer unendlich großen, halbkreisförmigen Bucht lang hingestreckte Odessa liegen. Deutlich lassen sich etwa ein Dutzend Brandherde erkennen. Sie liegen alle ziemlich weit auseinander und es sieht nicht so aus, als ob sie die Stadt gefährden könnten.

Freilich, zwei Dinge sind sehr gefährlich, denn im Augenblick kann niemand wissen, wie sich dieser Brand entwickeln wird. Es dürfte auch in Odessa kein Wasser zum Löschen geben und alles, was sich tun läßt, besteht unter solchen Umständen in einer Sprengung der umliegenden Häuser. Es bläst eine leichte Brise; wenn sie sich zu starkem Wind und Sturm entwickelt, kann das Feuer die ganze Stadt in Schutt und Asche legen.

Odessa war stark befestigt, und hintereinander liegen in Abständen von etwa 800 Metern

gut ausgebaute Schützengräben und tief ausgeschaukelte Tankfallen. Auch einige Bunker sind zu sehen. Kämpfe von sehr großem Ausmaße haben jedoch hier nicht mehr stattgefunden. Der Kampf um Odessa entschied sich etwa 30 Kilometer nordwestlich davon vor der fünften und vierten russischen Verteidigungslinie.

Was wir sehen und was uns erschüttert, das ist der Rückzugsweg der Verteidiger. Alles wurde zurückgelassen, was irgendwie entbehrlich war, und alle diese Gegenstände liegen nun im wüsten Durcheinander auf der Straße.

Das Letzte, was die Russen unternahmen, um den Eingang in die Stadt zu versperren, war die Sprengung eines Staudammes. Die ganze Umgebung ist überschwemmt, und langsam fahren wir bis über die Achse des Wagens im Wasser durch eine Vorstadt im Hafenviertel. Links und rechts stehen ausgebrannte Fabriken und Lager-schuppen, von denen nicht mehr übrig blieb als die vier Grundmauern. An jeder Straßenkreuzung drohen riesige Barrikaden aus schweren Balken, aus Eisenträgern und Sandsäcken.

Endlich eine Straße, die weniger zerstört ist. Schmutzige, niedrige Häuser stehen bis fast zu den Fenstern im Wasser, und einige liegen mit fast unterspülten Grundmauern gefährlich schräg auf die Seite geneigt. Mir gefällt diese Gegend nicht, dieses typische Hafenviertel einer Stadt mit stark orientalischem Einschlag. Was

ich hier sehe, könnte genau so gut in Saloniki sein.

Endlich wird es besser. Um eingestürzte Gebäude herum und durch Wasser hindurch brauchen wir fast zwei Stunden für den Weg von zwei bis drei Kilometern nach dem Innern der Stadt. Über einem hohen Wasserreservoir weht die rumänische Fahne. Neben der Straße steht ein junges Mädchen mit knallrot geschminkten Lippen. Überall fahren kleine, mit Pferden bespannte Leiterwagen von Flüchtlingen; immer und überall dasselbe Bild. Irgendwo sehe ich eine große Büste von Lenin. Sie steht auf einem hohen weißen Sockel in einer Anlage. Noch hatte wohl niemand Zeit, sie zu vernichten. Am Sockel klebt ein Plakat: „Odessa war, ist, und wird bolschewistisch sein.“

Wir sehen den Hafen. Einige ausgebrannte Schiffe liegen bis zu den Schornsteinen im Wasser, und draußen fahren Minensuchboote und säubern den verminten Hafen. Langsam erhält die Stadt „Gesicht“, und auch den Häusern fehlen meistens nur die Fensterscheiben. Wie lange wird wohl, was unzerstört geblieben ist, noch stehen?

Denn . . . überall explodieren die von den Russen eingemauerten und auf Zeit eingestellten Dynamitladungen. Alle Augenblicke hören wir eine Detonation. Einmal näher, dann wieder entfernter. Es wird ungemütlich und wir wis-

sen nie, ob wir nicht im nächsten Augenblick selbst mit in die Luft fliegen.

Und diese Barrikaden an allen Kreuzungen! Noch nie in meinem Leben habe ich einen solchen unerhörten Aufwand gesehen. Nicht in Madrid, auch nicht in Belgrad oder Kiew. Barrikaden von drei und mehr Metern Höhe und ebensolcher Breite. Aus Quadersteinen und allen möglichen und unmöglichen Eisenteilen, die in einer Hafenstadt wie Odessa zu finden sind.

Wir halten vor dem GPU-Gebäude, denn wir sollen hier übernachten. Aber wir kommen nicht dazu. Irgend eine Frau oder ein Mädchen, die früher als Angestellte dort gearbeitet hat, erzählt den Soldaten, in dem Gebäude liege eine Mine. Man kann ruhig sagen, so schnell wurde dieses GPU-Gebäude noch nie von seinen Insassen geräumt, wie in dem Augenblick, als sich diese Tatsache herumsprach.

Nun sucht alles nach der Mine, aber niemand kann sie finden. Unsere Wagen stehen immer noch dem Haus gegenüber, und unser offizieller Reisebegleiter wird darob sichtlich nervös. Schließlich kann uns in jedem Augenblick etwas Ungemütliches zustoßen. Und er trägt die Verantwortung für unser Leben und unsere Sicherheit. Wenn er, wie er sich ausdrückt, 29 „Figuren“ von Berlin wegfährt, dann muß er auch wieder 29 dorthin zurückbringen. Die „Figuren“ sind wir.

Es ist also besser, wenn wir erstens nicht hier schlafen und zweitens so bald wie möglich wieder vor die Stadt hinaus fahren. Alles ist unterminiert und alle paar Minuten bricht ein Haus zusammen. Schon wieder sehe ich einen neuen Brandherd, den die Feuerwehr so gut als möglich mit Wasser, das sie im Tankwagen herangefahren hat, bekämpft.

Odessa ist eine alte türkische Stadt, und weil sie von Katakomben durchzogen ist, fiel es den Russen nicht schwer, ihre Sprengladungen in einem für sie sehr günstigen Sinne zu verteilen.

In dem Park des nahegelegenen Stadions, wenigstens 300 Meter von jedem Haus entfernt, stillen wir unsern Hunger mit den mitgenommenen eisernen Rationen. Dann unternehmen wir noch eine Stadtrundfahrt.

An jeder Straßenkreuzung liegen am Boden hinter geladenen Maschinengewehren rumänische Soldaten. Manchmal hantieren sie mit ihnen, scheinbar aus purer Langweile, und ich habe beim Vorbeifahren immer das Gefühl, es könnte etwas passieren. Einzelne Schüsse in der Stadt sind nicht selten, und je dunkler es wird, je näher wir dem Abend entgegenrücken, um so öfter knallen die Gewehre.

Das hat seine guten Gründe. Sehr viele von den Soldaten der bolschewistischen Armee konnten nicht mehr mit den Schiffen nach der Krim entfliehen. Kurz vor dem Einmarsch der Rumänen haben sich deshalb diese Elemente

schnell Zivilkleider angezogen, und nun machen Patrouillen Jagd auf diese Leute. Da und dort sieht man, wie ein paar abgeführt werden, da und dort sieht man auch Kranken- und Totenwagen. Denn so leicht lassen sich die Russen nicht fangen.

Eine Viertelstunde später fahren wir ab, so weit wir noch kommen können in dieser Nacht. Es ist besser so, denn eben ist unser vorgesehenes Nachtquartier, das GPU-Gebäude, in die Luft geflogen.

Abschied von der Ukraine

Wir kommen nicht mehr sehr weit.

Vielleicht haben auch Militäromnibusse ihr eigenes Seelenleben. Ich weiß das nicht. Ich weiß nur, daß beide Wagen, in die wir verteilt sind, plötzlich auf die ihnen eigene Art der Meinung Ausdruck verleihen, nun sei es eigentlich genug des Guten. Ich weiß nur, daß beide Autos sich irgendwie verständigt haben und den Entschluß faßten, in Opposition zu treten.

In derselben Viertelstunde brachen alle acht Federn über den hintern Achsen, und man kann nicht sagen, daß das unsere Herzen sehr erfreute.

Langsam hatten wir durch die ewigen Erschütterungen auf unserer Fahrt über die einsinnigen Straßen der Ukraine alle schon so etwas ähnliches wie „Wandernieren“ bekommen.

Nun aber wird es ganz schlimm.

„Nur nicht weich werden“, meint einer unserer Fahrer, und nach kurzer beratender Pause wird der Entschluß gefaßt, trotzdem und nun erst recht weiterzufahren. Ohne Rücksicht auf unsere Nieren. Wenigstens bis Tiraspol müssen wir kommen. So oder so. Denn wer sollte uns in

dieser gottverlassenen Gegend neue Federn schmieden?

Wir kommen auch hin. Sehr langsam, aber sehr sicher. An einem Nachmittag, etwa um 14 Uhr. Die Sonne brennt heiß auf unsere müden und nicht mehr sehr repräsentativ wirkenden Gestalten. Eigentlich sind wir sogar dankbar wegen der zerbrochenen Federn. Obwohl sich jeder hütet, das zuzugeben. —

Nun mußte ein Ruhetag eingeschaltet werden!

Mit der herzlichen Zuvorkommenheit, die uns das Oberkommando der Wehrmacht auf der ganzen Reise entgegenbrachte, stellte sich fast das gesamte Personal des in Tiraspol stationierten Kraftwagenparks sofort zu unserer Verfügung. Es ist das gar keine so große Selbstverständlichkeit, wie man vielleicht annehmen könnte, denn es gibt wahrhaftig andere und wichtigere Sachen zu tun, als alles liegen und stehen zu lassen und die Wagen von Journalisten zu reparieren.

Aber sie werden repariert, und das augenblicklich. Bis zwei Uhr nachts stehen vier Soldaten in der Schmiedewerkstätte und schneiden, biegen und härten neue Federn. — Im Privatleben heißt man das Überstunden machen.

An diesem Nachmittag sind wir als Gäste beim rumänischen Gouverneur für die neubesetzten Gebiete, Professor Alexiano, eingeladen.

Er empfängt uns in seinem Haus, dessen großer Empfangsaal mit überdimensionalen Kopfporträts von Hitler, Mussolini und General Antonescu geschmückt ist.

Auch sonst geht alles gut, und zum ersten Male seit Wochen fühlen wir uns wieder als Menschen. Wir sind rasiert, tragen frische Hemden und haben geschnittene, saubere Fingernägel.

Was soll ich sonst noch von Tiraspol erzählen? Das Städtchen liegt bereits hinter der Front, und seine Bewohner haben scheinbar den Krieg schon wieder vergessen. Das tun die Leute immer sehr schnell, wenn der Nachschub mit dem Essen funktioniert. Die Menschen laufen und stehen auf den Straßen herum, als ob es nichts zu tun gäbe. Vielleicht gibt es das auch wirklich nicht in diesem Augenblick.

Ganz nebenbei gesagt sind wir eine Sensation für Tiraspol. Frauen, Männer und vor allem die halbwüchsige Jugend gaffen uns an wie fremde Tiere. Das ist aber nur wegen unsern Zivil-Anzügen. Der Dolmetscher behauptet, einer von den Stadtbewohnern fände uns deshalb komisch. Dabei sind unsere Kleider durchaus normal und den herrschenden Sitten entsprechend geschnitten, obwohl sich jeder Einzelne gehütet hat, sein „bestes Stück“ mit auf die Reise zu nehmen. Aber wahrscheinlich kennen diese Leute nur die Kleidung, die sie selbst tragen: Werktags und „Ruhetags“ — immer dieselbe.

Immerhin, nur unsere Anzüge können es doch nicht sein. Einmal müßte man sie ja genügend bewundert haben. Immer wieder rennen uns die Leute nach und nur ein instinktiv ausgeprägter Respekt scheint es ihnen zu verwehren, uns wie Hunde anzuschnüffeln.

Irgend etwas muß es also sein!

Aber was?!

Plötzlich komme ich dahinter! Es sind unsere japanischen Kollegen! Klar, das ist des Rätsels Lösung! Solche Menschen haben die Bewohner von Tiraspol noch nie gesehen, woher sollten sie auch. Man muß das zu ihrer Entschuldigung gelten lassen.

Mit dem Schlafen war es so eine Sache in dieser Nacht. Wenigstens für einen Teil von uns. In einem Zimmer gab es nämlich Wanzen, im andern nicht. Diese Feststellung soll beileibe kein Vorwurf gegen die Rumänen sein, denn wie sollte sich auf die Dauer in einem solchen Durchgangsstädtchen für Militär ein derartiger „Betriebsunfall“ vermeiden lassen?

In dieser Nacht sind in dem einen Schlafsaal mit den kleinen Tierchen sehr viele Artikel geschrieben worden. Natürlich über ein anderes Thema. Denn Artikel schreiben ist das beste, was sich im Verlaufe durchwachter Nächte tun läßt. Auf Tausende von Kilometern Entfernung haben diese kleinen Tierchen auf solche Art und Weise ein gutes Werk getan und mancher Redaktion einen Dienst erwiesen. Vielleicht

hätten diese Redaktionen sonst noch einmal drei Wochen nichts von ihren Korrespondenten gehört.

A propos Wanzen und a propos Flöhe! Ein Buch über eine Reise in der Ukraine wäre nicht vollständig, wenn ich darüber nicht etwas berichten würde. Wenn auch nur — Gott sei Dank — in positivem Sinne.

Rund 4000 Kilometer haben wir hinter uns gebracht und ich habe noch keine Wanze und keine Laus gesehen. Auch nicht in Tiraspol.

Das ist fürwahr ein Rekord, wie er in Rußland vielleicht noch nie aufgestellt worden ist.

Wie es dazu kam, ist leicht zu erklären. Wir haben nur in sauberen deutschen Feldlazaretten geschlafen, in Stroh, in Heu oder in unsern Wagen.

Diese Wagen aber — und das ist ein ausgesprochenes Verdienst der Fahrer — blieben vom Anfang bis zum Schluß unserer Reise ungezei-ferfrei. Wie die Schießhunde paßten unsere Soldaten jeweils auf, daß kein Russe, kein Zivilist, den Karosserien zu nahe kam. Keine Minute blieben die verlassenen Wagen ohne versperrte Türen und keine Nacht verging, ohne daß nicht in jedem von ihnen ein Fahrer geschlafen hätte.

*

Unsere Federn sind wieder repariert! Die „Schlagseiten“ der Omnibusse verschwunden, und wie sich das gehört, liegen die Karosserien wieder gerade auf ihren Rädern.

Wir nehmen Abschied von Tiraspol, Abschied von der Front. Offiziere und Soldaten des Kraftwagenparkes winken uns zu, während wir in strömendem Regen durch das schmale Tor der Ausfahrt fahren.

Noch einmal schauen wir zurück und noch einmal rufen wir unser „recht vielen Dank“. Dann ereilt uns das Schicksal von neuem. Irgend ein tiefes Straßenloch voll Regenwasser täuscht die Chauffeure, und mit unverminderter Geschwindigkeit fahren sie hinein. Mit unseren neuen Federn! Und drüben wieder hinaus. Mit gebrochenen Federn! Alle Beide.

Das ist die reinste Sabotage durch die russischen Straßen.

Seit wir auf der Straße nach Nikolajew unsere Omnibusse alle 50 Meter aus dem Dreck ziehen mußten, ist kein so einstimmiges Fluchen mehr zu hören gewesen. Jeder Einzelne beteiligte sich daran, jeder Einzelne in seiner Sprache. Es hörte sich beinahe an wie ein Gebet.

Was tun? Noch einmal aussteigen, zurück nach Tiraspol und noch einmal neue Federn schmieden lassen?

Nein!

Stundenlang schwanken wir wie in alten Schaluppen mit 20 und 30 Kilometern Geschwindigkeit über die Straße, die glücklicherweise langsam besser wird. Stundenlang leben wir in der Angst, die vorderen Federn könnten bei der starken Überlastung auch noch brechen.

Aber sie brechen nicht.

Am späten Nachmittag sehe ich in weiter Ferne einen Kirchturm. Langsam rückt er näher und immer breiter und schöner wird das Meer von Häusern um ihn herum.

Kischinew! Welch ein Glück, daß wir diese Stadt erreichen! Diese Stadt, die keine mehr ist, weil das Meer von Häusern in ein Meer von Ruinen verwandelt ist.

Dieser letzte Eindruck des bolschewistischen Rußland vermittelt uns noch einmal in einem unvergeßlich eindrucksvollen Bild die ganze Eigenart der russischen Kampfmethoden. Drei Viertel dieser Stadt sind bis auf die Grundmauern abgebrannt, weil die rote Feuerwehr nach den Aussagen der Zivilbevölkerung vor ihrem Abzug mit den Motorspritzen durch die Straßen fuhr und Benzin gegen die Häuser spritzte, ehe sie sie anzündete.

Traurig und mit nach hinten geneigten Karosserien stehen unsere Wagen wieder einmal am Rande einer Straße. Es fängt schon zu dämmern an und die wenigen Menschen verschwinden in den ganz oder nur teilweise zerstörten Häusern.

Was sollen wir tun? Hier am Rande Rußlands, fernab von Zivilisation und mit defekten Wagen?

Das Glück, das uns auf unserer ganzen Reise begleitet, läßt uns nicht im Stich. Hier, in Kischinew, am Rande des russischen Chaos, ist der

Endpunkt einer Spur, die gleichsam als Symbol der Zivilisation hinüberläuft nach dem Südosten Europas. Hier ist der Endpunkt der Bahnlinie Bukarest—Kischinew.

Und wir haben das Glück, daß genau andert-halb Stunden nach unserer Ankunft ein Zug abfährt.

Fast dreißig Stunden später erreichen wir die Hauptstadt Rumäniens und finden in einem guten Hotel ein warmes, längst erträumtes Bad. Wir finden gutes Essen und ein richtiges Bett.

Vor allem ein Bett. Es ist in diesen Stunden die Hauptsache und mancher von uns hat es fertig gebracht, diese erste Gelegenheit zu benutzen, um 20 Stunden zu schlafen.

Unsere Fahrer aber, brave Soldaten, die niemals das ihnen anvertraute Gut verlassen, blieben in Kischinew bei ihren Omnibussen.

Erst vier Wochen später habe ich sie wieder gesehen, als sie vom Osten Berlins Arbeiterkinder nach den Luftschutzräumen der Reichskanzlei in der Wilhelmstraße fuhren.



Die Auslandsjournalisten bereit zur Abreise in Krakau.



Mit vereinten Kräften ziehen die Vertreter der Weltpresse ihren verfahrenen Wagen aus dem Schlamm.



Instruktionen über das Leben und Treiben auf einer Kolchose.



Eine normale sowjetrussische Überlandstraße nach Regen und Schneefall.



Eine Straße im abgebrannten Kischinew.



Gefangene Russen bereiten sich ihr Mittagmahl auf den Trümmern der von ihnen zerstörten Häuser Kiews.



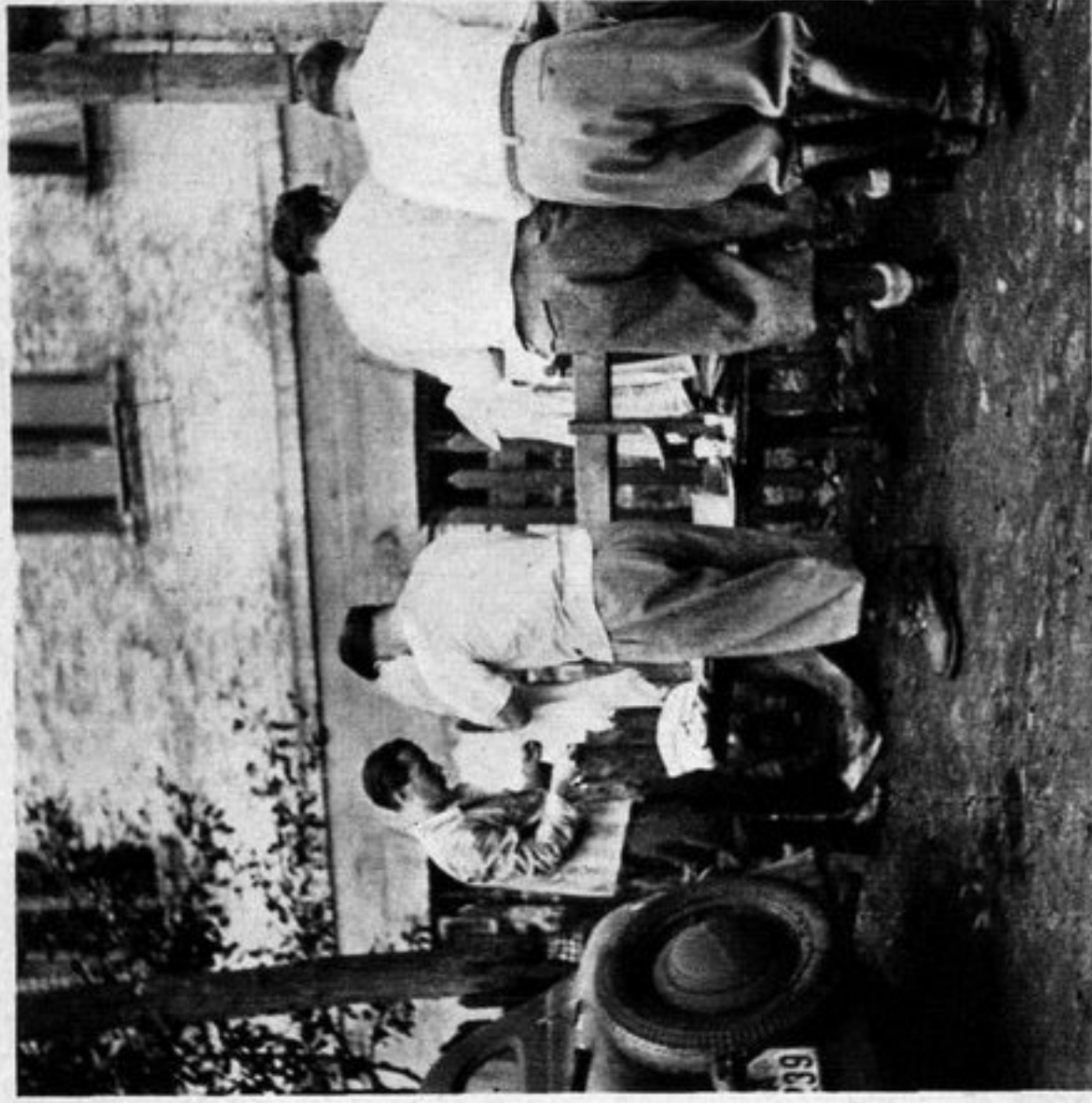
Im Süden der Ukraine errichteten frohgelante Soldaten diesen Wegweiser in die Heimat.



Aus der Kartusche einer schweren Granate wurde ein Ofen gebaut, der hübsch warm gibt.



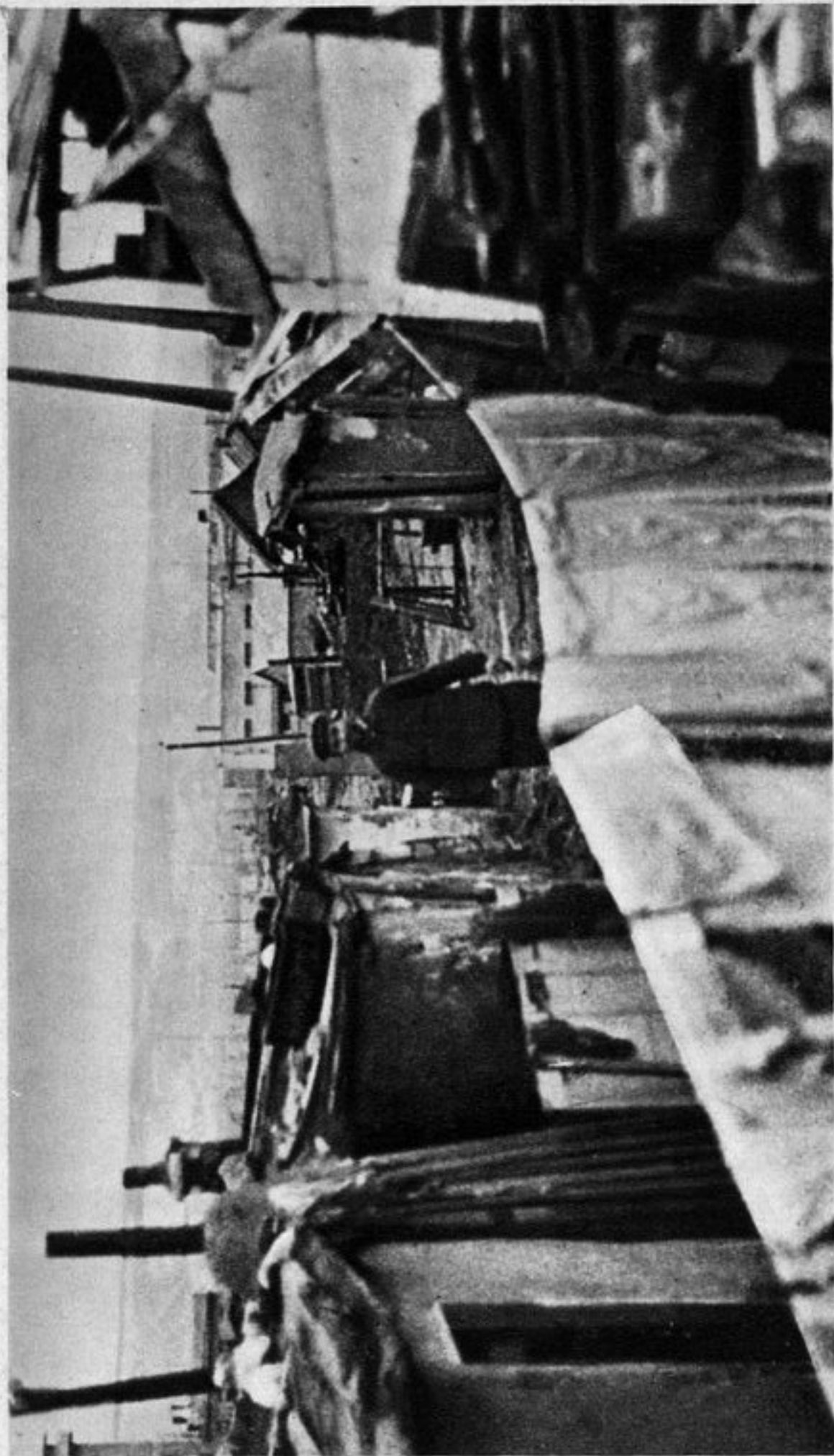
Der Schuhputzer, der erste „Kapitalist“ in Uman.



Primitive Morgentoilette der Auslandsjournalisten.



Eines der typischen Kolchos-Häuser in der Ukraine. 12 Personen und mehr müssen in diesen Hütten wohnen.



Eine Arbeitersiedlung im Industriegebiet von Kriwoi Rog.



Die elternlosen, verwahrlosten Kinder sind eine Frucht sowjetrussischer Familienpolitik.



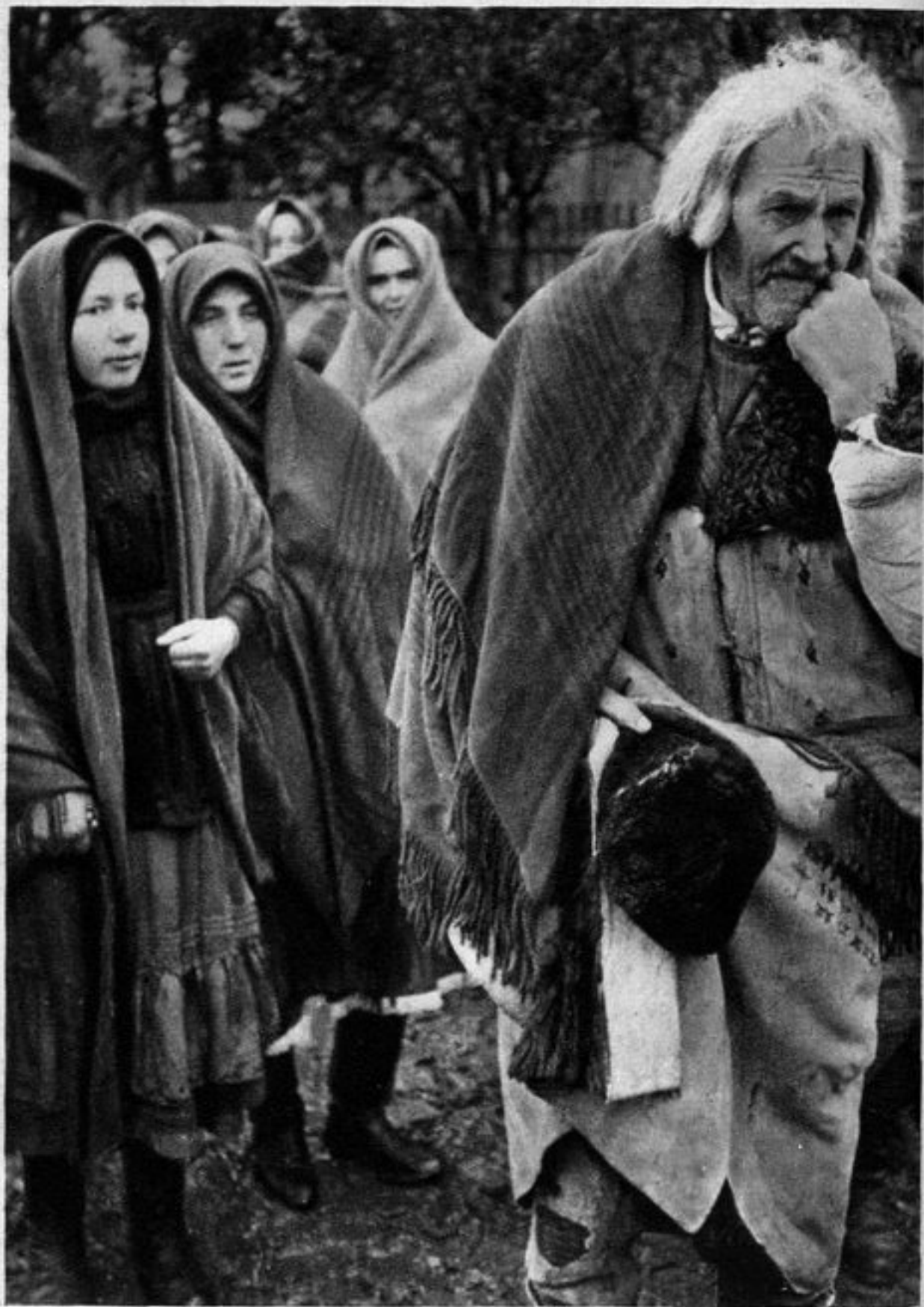
Die einst mit goldenen Kuppeln versehene „Lawra“, ehemalige Hauptkirche in Kiew.



Ein Verwaltungsgebäude in Kiew. Die Dachrinne, rechts, die man beim Neubau vergessen hatte, wurde nachträglich angebaut.



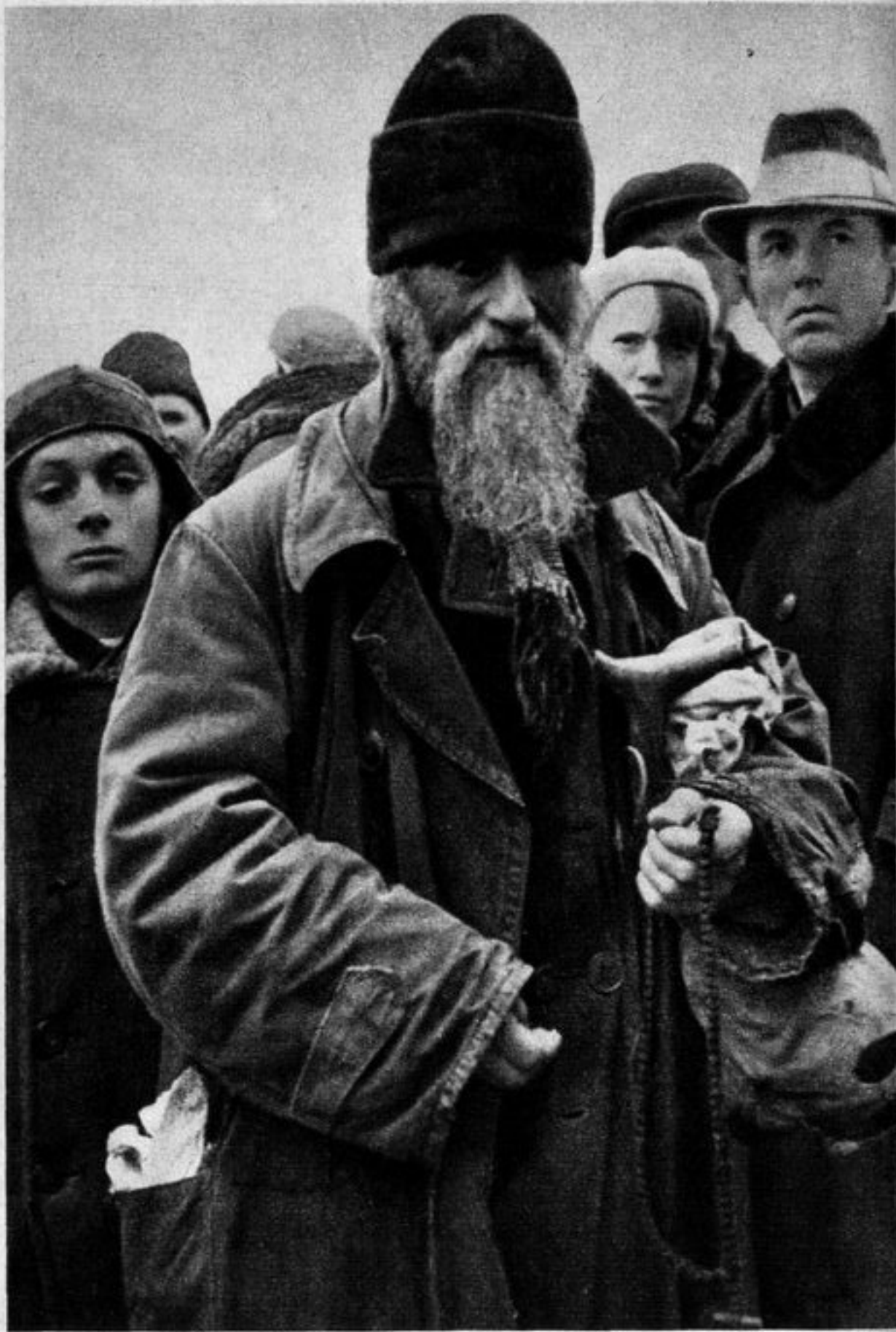
Die im 10. Jahrhundert erbaute Sophienkirche, dann Gottlosenmuseum. Um die Bauart der griechisch-byzantinischen Epoche zu demonstrieren, wurde der Verputz teilweise weggeschlagen.



Ein alter Bauer, der unserer photographischen Kamera mißtraut.



Ukrainische Bauernmädchen in dem ehemals polnischen Gebiet.



Dieser alte Pope freut sich über den Eifer seiner Gläubigen, die zur Kirche drängen.



Wieder Prozessionen in Sowjetrußland. Die Bilder und Fahnen wurden aus den Gottlosenmuseen geholt.



Hunderte und Tausende von Frauen suchten Zutritt zur St. Andreas-Kirche in Kiew.



Kirchgang der Kinder.